

THESIS

MUNICH

1965

LANE MEDICAL LIBRARY
STANFORD UNIVERSITY
250 PASTEUR DRIVE
PALO ALTO, CALIF.

**Die Beziehungen der Geschlechter
bei den französischen Moralisten
im 16. und 17. Jahrhundert**

von

Hans Burkhardt

München 1965

AUS DEM INSTITUT FÜR GESCHICHTE DER MEDIZIN
DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN

Direktor: Prof. Dr. Werner Leibbrand

DIE BEZIEHUNGEN DER GESCHLECHTER BEI DEN FRANZÖSISCHEN MORALISTEN
IM 16. UND 17. JAHRHUNDERT

INAUGURAL-DISSERTATION

zur Erlangung der Doktorwürde in der gesamten Medizin
verfaßt und
einer Hohen Medizinischen Fakultät
der Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

HANS BURKHARDT
aus Unterammergau

München 1965

Gedruckt mit Genehmigung der Medizinischen Fakultät
der Universität München

Referent: Prof. Dr. W. LEIBBRAND
Dekan: Prof. Dr. Prof. Dr. R. Zenker

Tag der mündlichen Prüfung: 19.10.1965

Mikrokopie GmbH . München 22 . Bruderstraße 9

Inhalt

	Seite
1. EINLEITUNG	5
1.1 Die Moralisten	5
1.2 Die Beziehung der Geschlechter bei den Moralisten	7
2. MONTAIGNE	8
2.1 Biographie	8
2.2 Bedeutung und Werk	8
2.3 Die geschlechtliche Veranlagung der Frau	9
2.31 Die Erziehung der Frau	10
2.32 Die Jungfräulichkeit	11
2.4 Die geschlechtliche Veranlagung des Mannes	11
2.5 Der Geschlechtsakt	12
2.6 Die Liebe	13
2.7 Liebe und Ehe	14
2.8 Der eheliche Verkehr	16
2.81 Konzeption	17
2.9 Der Ehebruch	17
2.10 Zusammenfassung	18
3. DIE PRÉCIOSITÉ	20
3.1 Einleitung	20
3.2 Geschichte der préciosité	20
3.3 Das präziöse Milieu	21
3.4 Der präziöse Stil	22
3.41 Die galanterie	22
3.42 Die Konversation	23
3.43 Präziöse Literatur und Poesie	23
3.44 Präziöse Psychologie	24
3.45 Präziöse Sprachreform	25
3.5 Die präziöse Auffassung von der Liebe	25
3.6 Präziöse Theorien über Ehe und Mutterschaft	27
3.7 Die präziöse Moral	28
3.8 Zusammenfassung	29
4. SAINT-ÉVREMOND	32
4.1 Biographie	32
4.2 Bedeutung und Werk	32
4.3 Die Frau	32
4.31 Die sexuelle Promiskuität der Frau	33
4.4 Die Sexualität als Grundlage der Beziehung der Geschlechter	35

	Seite
4.5 Die Liebe	35
4.6 Der Ehebruch	36
4.7 Die préciosité	37
4.8 Zusammenfassung	38
5. LA ROCHEFOUCAULD	39
5.1 Biographie	39
5.2 Bedeutung und Werk	39
5.3 Le coeur	39
5.4 Die Frau	40
5.5 Die Liebe	41
5.6 Zusammenfassung	43
6. LA BRUYÈRE	44
6.1 Biographie	44
6.2 Bedeutung und Werk	44
6.3 Le coeur	45
6.31 William Harvey	45
6.32 Descartes	46
6.33 Pascal	46
6.34 La Bruyère	47
6.4 Die Frau	48
6.41 Die Erziehung der Frau und die Schrift: "De l'éducation filles" von Fénelon	49
6.5 Die Liebe	54
6.51 Der Verfall der Erotik	55
6.6 Die Ehe	55
6.61 Der Ehebruch	56
6.7 Die Mode	57
6.8 Verweiblichung	58
6.9 Schauspieler	59
6.10 Zusammenfassung	59
7. NACHWORT	61
8. ANMERKUNGEN	62
9. BIBLIOGRAPHIE	69
9.1 Spezielle Bibliographie	69
9.2 Allgemeine Bibliographie	70

1. EINLEITUNG

1.1 Die Moralisten

Man faßt unter dieser Bezeichnung eine Gruppe von Schriftstellern zusammen, die im 16. und 17. Jahrhundert in Frankreich gewirkt haben und deren Hauptvertreter Montaigne (1533 - 1592), Saint-Évremond (1611 - 1703), La Rochefoucauld (1613 - 1680) und La Bruyère (1645 - 1696) sind. Vorläufer, Begründer und wichtigster Vertreter dieser Richtung ist wohl Montaigne. Geschichtlich gesehen hat die Moralistik ihren Ursprung in der griechischen und römischen Antike und gelangt über die Autoren der italienischen Renaissance nach Frankreich; sie besteht auch nach dem 17. Jahrhundert in anderer Form weiter. (1)

Was ist unter einem Moralisten zu verstehen? Hugo Friedrich schreibt in seinem Buch über Montaigne: "Wiederum mit einem anderen Stichwort kann man die Essais als ein Hauptstück der neuzeitlichen Moralistik bezeichnen, - dieser großen, von den exakten Wissenschaften getrennten und nur zeitlich mit ihnen parallel gehenden Strömung, die aus Italien kommt und sich über Frankreich, Spanien, England, später auch über Deutschland ausbreitet. Moralistik, das ist etwas, was sehr wenig mit Moral, dagegen sehr viel mit den mores zu tun hat, das heißt mit den Lebens- und Seinsweisen des Menschen in ihrer reinen, auch "unmoralischen" Tatsächlichkeit. Moralisten sind keine Erzieher und keine Ethiker. Sie sind Beobachter, Analytiker und Darsteller des Menschen. Sie befinden sich einer unendlichen Aufgabe gegenüber. Ihr Studium gilt der ganzen verwickelten Widersprüchlichkeit und konkreten Alltäglichkeit des Menschen, die überhaupt erst zum Vorschein kommt, wenn die Ethik zurücktritt und der vorurteilslosen Beobachtung des Wirklichen das Feld läßt." (2)

Der Unterschied zwischen Ethik und Moral wird in diesem Text nicht ganz klar, ja Friedrich scheint die beiden Worte synonym zu gebrauchen, wie das oft geschieht; eine Unterscheidung ist jedoch sehr fruchtbar und angebracht.

Unter Moral versteht man einen Zusammenhang von Regeln, die von Kulturkreis zu Kulturkreis, von Nation zu Nation, von Gruppe zu Gruppe, ja von Mensch zu Mensch und in diesen Bestimmungen noch mit dem Zeitfaktor variieren. (3) (Man spricht deshalb von der Moral einer Zeit, eines Volkes oder eines Menschen). Diese Regeln ergeben sich aus der Analyse der Sitten und Gewohnheiten eines Menschen oder eines Volkes, die man vorfindet. Sie sind der deskriptiven Methode zugänglich, man kann sie rein phänomenologisch untersuchen. (4)

Das Wort "Ethik" hingegen bezeichnet die Reflexion über all das was auf dem Gebiet der Moral mit Hilfe der deskriptiven Methode zu Tage gefördert worden ist. Man kann sie deshalb auch als Metamoral kennzeichnen. Man befaßt sich in ihr mit Fragen wie: "was ist ein Wert?" oder "was heißt Tugend?". In der Ethik befindet man sich also auf der Ebene der Philosophie. Man bringt die in ihr gewonnenen Aussagen meist in einem logischen Zusammenhang. (Deshalb spricht man von der Ethik eines Aristoteles, Kants oder Max Schelers).

Es ist zweifellos wahr, daß die Moralisten diese Ebene nicht erreichen, ob man das nun gerade als einen Vorteil betrachte, möge dahingestellt bleiben. Ihre Enthaltensamkeit in dieser Beziehung beruht auf ihrer geringen spekulativen Kraft, also auf der Tatsache, daß sie keine Philosophen sind.

Gegenstand der Untersuchungen der Moralisten ist nun tatsächlich die Moralität d. h. der Zusammenhang dessen, was in einer Zeit tatsächlich gelebt und verwirklicht wird auf dem Gebiet des Moralischen, ob es nun als sittlich gut oder schlecht gilt, sei es in Bezug auf die moralischen Gesetze einer Zeit und eines geschlossenen moralischen Raumes oder im Hinblick auf eine materiale Ethik. (5)

Die Moralisten kann man also als eine Gruppe von Schriftstellern bezeichnen, die die Moralität ihrer Zeit und ihres kulturellen Raumes beschreiben und kritisieren, dabei aber nicht das Niveau der Ethik, d. h. der wissenschaftlichen Philosophie, erreichen. (6)

Neben dem Gebrauch der deskriptiven Methode, verbindet sie noch eine andere Eigenschaft, nämlich die, unsystematisch zu sein. Montaigne nennt sein Hauptwerk "Essais", also Versuche; La Rochefoucauld und La Bruyere benützen die literarische Form des Aphorismus fast ausschließlich, also eine Form, die als solche schon den Charakter der Systemlosigkeit mit sich bringt, und Saint-Évremond schreibt kurze Essays, Briefe und Gedichte.

Die eigentliche Bedeutung der Moralisten ist auf dem Gebiet der Psychologie zu suchen, man kann sie sogar als Vorläufer einer echten, wissenschaftlichen Psychologie bezeichnen. Von Montaigne bis La Bruyère kann man in diesem Bereich eine Entwicklung und Verfeinerung beobachten, die unter anderem auch der Arbeit der Salons zu verdanken ist.

Bei allen vier Moralisten ist eine Bindung an den Katholizismus zu beobachten, die verschieden stark, jedoch immer vorhanden ist. Selbst Montaigne, der Gott am liebsten durch die Natur ersetzen würde, war formal gläubiger Katholik und hat sogar bei der Bekehrung König Heinrich III eine Rolle gespielt.

Am stärksten ist diese Bindung wohl bei La Bruyère ausgeprägt, der sehr von der Apologetik Pascals beeinflusst ist und seine "Caractères" selbst als solche verstanden sehen will.

Das leitet zu einem sechsten Charakteristikum über, nämlich zur Bindung an die Tradition, die man bei allen Moralisten nachweisen kann und die auch allen bewußt ist.

1.2 Die Beziehung der Geschlechter bei den Moralisten.

Die Moralisten versuchen den Menschen in der ganzen Fülle seiner Lebens- und Seinsweise zu beschreiben und machen dabei Aussagen psychologischer, soziologischer und moralischer Art, die oft bunt gemischt und methodisch nicht geordnet sind. Beeinflusst sind sie in dieser Haltung zweifellos von der Kasuistik und vor allem von der Morallehre der Spätscholastik. (7)

Man sagt ihnen nach, daß sie vor allem am Individuellen interessiert sind. Das ist zweifellos richtig, doch auch das Individuelle läßt sich nur in allgemeinen Begriffen aussagen. (individuum est ineffabile). (8)

Sie machen dabei auch allgemeine Aussagen über die Beziehung der Geschlechter, ein Problem, das sich in seiner universellen Bedeutung biologisch, psychologisch, soziologisch und moralisch stellt und von den Moralisten, meist nur am Rande, überall behandelt wird. Keiner von ihnen besitzt eine medizinische Vorbildung, mit Ausnahme von La Rochefoucauld handelt es sich um Juristen. Allein Montaigne befaßt sich mit physiologischen und biologischen Problemen, an die er vor allem durch seine intensive Selbstbeobachtung gerät.

Unsere Untersuchung erstreckt sich über einen Zeitraum von 150 Jahren, in der aus dem Frankreich, das durch die Religionskriege verwüstet und ausgeblutet war, der mächtigste Staat in Europa wurde mit einer einzigartigen geistigen, kulturellen und wirtschaftlichen Blüte. Die Beziehung der Geschlechter, von vielen verschiedenen Faktoren abhängig, wechselt von Generation zu Generation, und die Moralisten spiegeln durch ihre Beobachtungen und ihre individuelle Haltung diesen Wechsel wieder.

2. MONTAIGNE

2.1 Biographie

Michel de Montaigne wird im Jahre 1533 geboren; er entstammte einem jungen Adel, der, ursprünglich jüdischer Provenienz, durch Güterkauf zu dieser Ehre gekommen war. 1549 beginnt er an der Universität Toulouse Recht zu studieren und tritt anschließend in das Parlament von Bordeaux ein. Er bringt es, wie sein Vater, zum Bürgermeister dieser Stadt. 1565 heiratet er Françoise de la Chassaigne, mit der er sechs Töchter hat, von denen aber nur eine über das Kindesalter hinauskommt. Im Jahre 1571 zieht er sich, 38-jährig, zurück, um in einer konsequenten Reflexion und Selbstbeobachtung die "Essais" zu schreiben. 1580 werden sie zum erstenmal veröffentlicht. Er reist nach Deutschland und Italien, worüber er ein Tagebuch verfaßt und publiziert. 1592 stirbt er plötzlich während der Messe in einer Kirche von Bordeaux. 1613 erscheint eine englische und 1633 eine italienische Übersetzung seiner Essais.

2.2 Bedeutung und Werk

"Die 'Essais' sind ein Glied in der philosophischen Anthropologie des nachantiken Europa, und zwar das gehaltvollste, was der französische Spätrenaissancegeist anzufragen hatte.", schreibt Hugo Friedrich in seinem schon zitierten Montaignebuch. (9). Montaigne steht wirklich in der Tradition der italienischen Humanisten z.B. eines Petrarca oder Valla. In seiner philosophischen Haltung ist er Skeptiker, der die alten Theorien des Skeptizismus: Relativität der sinnlichen Erfahrung, Unfähigkeit des Intellekts, die Wahrheit zu erkennen, ständige Veränderung sowohl im Subjekt als auch im Objekt, Relativität der Werturteile usw. wieder aufleben läßt. (Pyrrhonismus) (10). Man findet bei ihm auch viele stoische Gedankengänge, doch er ist wohl in seiner Grundhaltung Epikuräer; als solcher wurde er auch im 17. Jahrhundert angesehen.

Die Frage nach dem Menschen reduziert Montaigne auf den Satz "was bin ich" und er versucht den Boden der Durchschnittlichkeit zu erreichen, um allgemeines über den Menschen aussagen zu können. Dieses Interesse für das Individuelle ist neu, und es resultiert daraus die Entdeckung der Innerlichkeit. Zentral ist bei Montaigne der Begriff der Natur, sie ist für ihn die Statthalterin Gottes, uferlos, allumfassend; beim Menschen begründet sie die Individualität, die in ihrem Wesen unveränderlich ist.

Was ihn antreibt, ist eine profunde Neugier; er will mehr über das Wesen, das man Mensch nennt, erfahren als man bisher weiß, und diese Neugier zu befrie-

digen ist sein einziges Ziel. Er will nicht erziehen, das ist ihm völlig fremd; die Natur des Menschen ist unveränderlich, man kann ihm nur helfen, seine Spontaneität und Originalität zu entwickeln.

2.3 Die geschlechtliche Veranlagung der Frau.

Montaigne erkennt ganz klar, daß die Frau ihrer Sexualität viel sicherer ist als der Mann. (11). Es ist eine seiner Grundthesen, daß die geschlechtliche Liebe das eigentliche Metier der Frau ist, und daß deshalb alles, was dazu gehört, bei der Frau viel echter und ursprünglicher angelegt ist als beim Mann. "Es ist eine Disziplin, die ihnen im Blute steckt, et mentem Venus ipsa dedit..." (12). An einer anderen Stelle sagt er... "sie geben uns wohl zu erkennen, daß wir ihnen nichts bringen, was sie nicht schon ohne uns gewußt und verdaut haben." (13). Der Geschlechtstrieb, den er als den stärksten Trieb ansieht, ist bei der Frau ausgeprägter als beim Mann. "Sicher, das schärfste und stärkste der menschlichen Bedürfnisse haben wir an die Frauen abgetreten und lassen ihnen den Ruhm." (14).

Er sucht diese Überlegenheit der weiblichen Libido in der körperlichen Beschaffenheit der Frau d. h. in anatomischen und physiologischen Gegebenheiten. Gleichzeitig ist er mit Plato, den er in diesem Zusammenhang zitiert, der Ansicht, daß eine Nichtbefriedigung des Geschlechtstriebes zu erheblichen körperlichen Schäden führt. "...gleicherweise den Frauen ein gefräßiges und gieriges Tier, das, wenn man ihm die Nahrung zur rechten Zeit verweigert, ungeduldig über den Aufschub, zu rasen beginnt und, indem es seine Wut in den Körper bläst, den Abfluß behindert, die Atmung anhält und tausend Arten von Übeln verursacht, bis es die Frucht des allgemeinen Verlangens eingesaugt und damit weitgehend den Boden ihrer Gebärmutter begossen und besamt hat." (15). Er teilt also auch die Auffassung von Plato, daß die Gebärmutter ein Lebewesen ist, das im Körper der Frau wohnt. (Siehe Anm.15)

Trotz ihrer stärkeren Libido ist die Frau dazu bestimmt, sowohl aus biologischen wie auch aus psychologischen Gründen, im Geschlechtsleben die Passive zu sein, ihr Verlangen zu zügeln und dem Manne unterzuordnen. Diese Haltung gibt ihr sogar Befriedigung, und er deutet damit die masochistische Grundhaltung der Frau im Geschlechtsleben an. (16). "Es ist ein Zug von Feinschmeckerei, nach der sie alle ihre Kunst verstecken müssen, um sich in verwegener und stürmischer Weise ganz hinzugeben. Indem sie sich mit ihrer Gunst geordnet und maßvoll geben, reizen sie unser Verlangen und verstecken das eigene. Dadurch, daß sie immer vor uns fliehen, ich behaupte es sogar von denen, die sich einfangen lassen; schlagen sie uns leichter auf der Flucht, wie

die Skythen. In der Tat, nach dem Gesetz, das ihnen die Natur gibt, steht es ihnen nicht zu, zu wollen oder zu wünschen, ihre Rolle besteht im Leiden, Gehorchen, Zustimmen; deswegen hat ihnen die Natur eine andauernde Befähigung gegeben, die uns nur selten und unsicher ist; sie haben immer ihr Stunde, um bei der unseren bereit zu sein; sie sind zum Erleiden geboren. (17). Und wo sie gewollt hat, daß unsere Gelüste Zeiger und hervorstehende Bekundung seien, hat sie es eingerichtet, daß die ihren verborgen und geheim sein sollen und hat sie mit Teilen ausgestattet, die zum Herzeigen ungeeignet sind und nur für die Defensive." (18). Die Passivität der weiblichen Sexualität zeigt sich also schon in der Form der Geschlechtsteile, die, konkav bei der Frau und konvex beim Mann - würde man heute sagen - schon die Grundhaltung der beiden Partner vermuten lassen. Gleichzeitig weist er auf die Unsicherheit der männlichen Sexualität hin. (19)

Ist die Frau so veranlagt, so sind die sich widersprechenden Forderungen, die wir einerseits als Geschlechtspartnerin, andererseits auf moralischer Ebene an sie stellen, schon aus psychophysischen Gründen nicht berechtigt. "Wir, im Gegenteil, wollen die Frauen gesund, kräftig, vollschlank, gut ernährt und keusch zusammen, d. h. kalt und warm." (20). Er mißtraut ihren Äußerungen, mit denen sie eine sexuelle Indifferenz bekunden. "Es ist daher Narrheit, bei den Frauen ein Verlangen zügeln zu wollen, das ihnen so brennend und natürlich ist. Und wenn ich sie sich brüsten höre, ihr Wille sei jungfräulich und kühl mache ich mich über sie lustig. Ist es nicht gerade eine alte, zahnlose und abgelebte, oder eine junge, trockene und lungenkranke, man soll es ihnen nicht glauben, am wenigsten, wenn sie es sagen. Die, die leben und noch atmen, verschlechtern damit nur ihre Chancen, weil ihre Entschuldigungen unbeachtet bleiben und nur der Anklage dienen." (21)

Aus diesen Gründen gesteht er der Frau ebenso, wie dem Manne, ein sexuelles Variationsbedürfnis zu. (22). "Sie können, wie wir, die Neigung zur Variation und Neuigkeit anführen, die uns gemeinsam ist und zweitens, daß sie, im Gegensatz zu uns, die Katze im Sack kaufen" (23)

2.31 Die Erziehung der Frau

Montaigne ist einer der wenigen, die sich schon im 16. Jahrhundert Gedanken über die weibliche Erziehung machen. Bei der Beobachtung der Erziehung seiner eigenen Tochter bemerkt er, wie stark diese auf das Sexuelle und Erotische zugeschnitten ist, das sie andererseits tabuiert, und wie aufgeweckt das Mädchen für diese Dinge ist. "Wir dressieren sie von Kindheit an auf die Vermittlungen der Liebe: ihre Anmut, ihr Schmuck, ihr Wissen, ihr Wort, alle

Erziehung hat nichts anderes im Auge als dieses Ziel. Ihre Gouvernanten prägen ihnen nichts anderes ein als das Gesicht der Liebe und sie stellen sie ihnen nur ununterbrochen vor, damit sie davon angeekelt werden." (24).

Montaigne wendet sich dagegen, ihnen in dieser Hinsicht das Natürliche zu verheimlichen. Es ist besser, ihnen das Lebendige zu zeigen, als sie nach ihrem Geschmack und ihrer Phantasie rätseln zu lassen. Anstelle der Wirklichkeit setzen sie dafür nach Verlangen und Hoffnung nur Extravaganzen.

Seine Liberalität findet er durch die Erfahrung bestätigt. "Doch es ist wahr, daß die, die mit heiler Haut aus einer freien Erziehung hervorgegangen sind, mehr Selbstvertrauen haben, als die, die wohlbehalten aus einer strengen und gefängnisartigen Schule entsprungen sind." (25)

2. 32 Die Jungfräulichkeit

Bei der geschlechtlichen Veranlagung der Frau, wie er sie vorfindet, bewundert er ihren Entschluß zur Jungfräulichkeit und hält ihn für außerordentlich. "Ich weiß nicht, ob die Eroberungen eines Caesar oder eines Alexander den Entschluß einer schönen jungen Frau, die nach unserer Art ernährt, im Licht und im Verkehr der Welt ist, betroffen von so vielen gegenteiligen Beispielen, an Härte übertreffen, integer zu bleiben inmitten tausend fortgesetzten und starken Versuchungen... Ich finde es leichter, das ganze Leben einen Panzer zu tragen als die Jungfräulichkeit; das Gelübde der Jungfräulichkeit ist das Höchste, weil es das Schwerste ist, 'die Kraft des Teufels ist in ihren Lenden'." (26).

Er rät ihnen, wie auch den Männern, zur Abstinenz, doch, wenn dieses Jahrhundert dem zu feindlich ist, wenigstens zur Diskretion und Bescheidenheit. (27).

2. 4. Die geschlechtliche Veranlagung des Mannes

Die Unsicherheit der männlichen Sexualität im Gegensatz zu der der Frau hat Montaigne gut erkannt (siehe 2. 3); gleichwohl ist der Geschlechtstrieb auch beim Mann sehr stark und er droht alles in seinen Bann zu ziehen. "Die Götter haben uns mit einem ungehorsamen und tyrannischen Glied ausgestattet, sagt Platon, das es, ähnlich einem wilden Tiere, unternimmt, durch die Heftigkeit seines Verlangens alles zu unterwerfen." (28). Er weist auch auf die "prominente Bedeutung des Penis für das Selbstwertgefühl des Mannes" (Giese 29) hin. Es ist der Körperteil, der ihn als Geschlechtswesen am stärksten determiniert und dessen Besitz gleichzeitig eine ausgesprochene

individualisierende Bedeutung hat. "Jedes meiner Glieder macht mich in gleicher Weise zu dem, was ich bin, wie das andere. Keines macht mich mehr zum Manne als das." (30).

Diese Bedeutung wird auch durch die Kleidungssitte unterstrichen. Denn noch heute trägt man unter der Hose Formstücke - also eine Art von Suspensorien - die das Glied sichtbar machen, meist größer als es in Wirklichkeit ist, um vorzutäuschen und zu betrügen. Er meint, daß diese Art von Kleidung in einem besseren und bewußteren Jahrhundert erfunden worden ist, nicht um die Welt zu betrügen, sondern damit jeder von seiner Tatsache öffentlich und in galanter Form Zeugnis gibt. (31)

Er ist der Ansicht, daß die männliche Potenz nach dem fünften Jahrzehnt merklich nachläßt und zitiert in diesem Zusammenhang Horaz, der meinte, daß von einem Mann, der das zehnte Jahrfünft überschritten habe, in dieser Hinsicht nicht mehr viel zu erwarten sei. Aus diesem Grunde verurteilt er auch Ehen zwischen alten Männern und jungen Frauen. (32)

2.5. Der Geschlechtsakt

Grundsätzlich sieht er den Geschlechtsakt als notwendig, nützlich und gut an und wendet sich, auf antike Vorbilder gestützt, gegen die Tabuierung, der er unterworfen ist. "Was hat den der Geschlechtsakt, der so natürlich, so notwendig und richtig ist, den Menschen getan, daß sie nur in schamloser Weise davon sprechen können und sie ihn aus geregelten und seriösen Unterhaltungen ausschließen?" (33). An einer anderen Stelle formuliert er es noch stärker. "Ist es nicht tierische Dummheit von uns, den Akt tierisch zu nennen, der uns erzeugt." (34)

Ihm, dem die Selbstentfremdung das einzige ist, was er fürchtet, weil sie ihm jede methodische Grundlage nimmt, ist der Geschlechtsakt mit seiner Ekstase, die den Menschen nicht bei sich selbst läßt, verdächtig. "Und, wenn man manchmal den lächerlichen Kitzel dieses Vergnügens, seine absurden Bewegungen, die töricht und unbesonnen sind, betrachtet, ... diese indiskrete Wut, dieses von Raserei und Grausamkeit entstellte Gesicht im süßesten Augenblick der Liebe, und dieses schwerfällige, ernste und ekstatische Verhalten in einer so verrückten Handlung, daß man unser Entzücken und unseren Schmutz zusammen bunt durcheinandergemischt hat, und daß die größte Lust etwas Erstarrendes und Klagendes hat, wie der Schmerz, so glaube ich, daß Platon recht hat, wenn er sagt, daß die Menschen das Spielzeug der Götter sind und daß es aus Spottsucht geschieht, daß uns die Natur die verworrendste und uns

allen gemeinsamste Tätigkeit gelassen hat, um uns durch sie gleichzumachen und um die Klügsten und die Dümmden, sowie uns und die Tiere anzugleichen. Wenn ich mir den kontemplativsten und klügsten Menschen in dieser Haltung vorstelle, halte ich ihn für einen Hochstapler, der den Klugen und Kontemplativen spielt." (35)

Der Mensch, der nach Montaigne sowieso nicht das Recht hat, sich über das Tier zu erheben, wird ihm durch diesen Akt am stärksten angeglichen. "Wir essen und trinken wohl wie die Tiere, aber das sind keine Tätigkeiten, die die Vorgänge in unserer Seele behindern. . . Überall können wir eine gewisse Distanz bewahren; alle anderen Tätigkeiten unterwerfen sich den Regeln des Anstands; diese kann man sich nur als lächerlich oder lasterhaft vorstellen. . . Alexander sagte, er fühle sich vor allem durch diese Aktion und den Schlaf sterblich; der Schlaf unterdrückt und erstickt die Fähigkeiten unserer Seele; dieses Geschäft absorbiert und zerstreut sie zugleich. Es ist sicher, daß es nicht nur ein Zeichen unserer ursprünglichen Verdorbenheit, sondern auch unserer Leere und Verbogenheit ist." (36)

Dieses Gespaltensein und diese Ambivalenz des Menschen einer Handlung gegenüber, zu der ihn einerseits seine Sexualität und sein Trieb führen, vor der er andererseits zurückschreckt und deren er sich schämt; ja, die aus der Distanz betrachtet absurd und lächerlich erscheint, kann auch Montaigne nur durch die erbsündige Belastung des Menschen, durch ein auf Schuld zurückführbares Gespaltensein seines innersten Wesens erklären. H. Friedrich weist darauf hin, daß es eine der wenigen Stellen in den "Essais" ist, wo man noch Reste einer christlichen Anthropologie findet. (37)

Auch an anderen Stellen geht er auf dieses Phänomen ein. "Einerseits stößt uns die Natur darauf, indem sie diesem Verlangen die vornehmste, nützlichste und angenehmste aller Tätigkeiten beigegeben hat; andererseits läßt sie uns sie fliehen als ungewöhnlich und entehrend, uns darüber erröten und uns zur Abstinenz davon raten." (38)

2.6 Die Liebe

Montaigne versucht, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, die Liebe zu definieren und stützt sich dabei auf antike Vorbilder. Er zitiert die Definition des Sokrates aus dem Gastmahl: "Für Sokrates ist die Liebe der Zeugungstrieb unter Zwischenschaltung der Schönheit." (39). Platon bezeichnet tatsächlich die Liebe als die Erzeugung in der Schönheit in Bezug auf den Körper und auf den Geist; sie gipfelt in der Schau des Schönen als Idee. (40)

Doch Montaigne spricht nur von der körperlichen Liebe. "Lassen wir doch die Bücher beiseite, sprechen wir realistischer und einfacher; ich finde nach allem, daß die Liebe nichts anderes ist, als der Durst nach jenem Genuß mit einem herbeigesehnten Objekt; noch bedeutet Venus etwas anderes als die Lust, seine Gefäße zu entleeren, die erst durch Unbeherrschtheit und Indiskretion lasterhaft wird." (41). Und in einer früheren Ausgabe fügte er hinzu: "wie das Vergnügen, das uns die Natur gibt, wenn wir andere Organe entleeren." (42)

Er sieht die Liebe vor allem als physiologische Betätigung an, die den Individuen körperliche Befriedigung gibt und ihnen damit nützt. Für die Allgemeinheit ist sie zur Erhaltung der Art wichtig. Auf ihre geistige Form und auf die Werte, die sie auf dieser Ebene vermittelt oder gar auf ihre Fähigkeit der Stiftung einer personalen Beziehung geht er nicht ein; er scheint diese Möglichkeiten gar nicht zu kennen. Wir befinden uns in einer Zeit, in der noch die Unbildung des französischen Adels als sprichwörtlich galt, es daher um die Bildung der Frau noch schlimmer bestellt war, und sie als Partnerin des Mannes im geistigen Sinne nicht in Frage kam. Andererseits ist die Epoche der Troubadours schon lange vorbei und die der *préciosité* hat noch nicht begonnen.

In maßvoller Form empfiehlt er die Liebe bei seinem ausgeprägten Sinn für das Gesunde auch noch im Alter: "Die Liebe ist eine aufgeweckte Tätigkeit, lebendig und froh; ich wurde durch sie nie beunruhigt, nie betrübt, doch heute noch erwärmt und angeregt; man muß dabei bleiben, sie schadet nur den Narren." (43)

Nur der Poesie gesteht er im Hinblick auf die Liebe eine besondere Bedeutung zu. "... Wer der Liebe die Kommunikation und den Dienst der Poesie rauben will, entledigt sie ihrer besten Waffen". "Venus ist ganz nackt, nicht so schön, so lebendig und so keuchend wie sie hier bei Vergil ist: ..." (44)

Die Liebe hat also bei Montaigne keinen Wert in sich selbst, sie wird nur als Mittel einerseits der Zeugung und damit der Erhaltung der Art und andererseits als Stimulans zur Geschlechtslust angesehen, deren Befriedigung für den Menschen sehr wichtig ist, ja, sie wird sogar mit dieser Geschlechtslust gleichgesetzt.

2.7 Liebe und Ehe

Im Zusammenhang mit der Ehe hat 'amour' meist die Bedeutung von Verliebtsein; die Ehe ist für Montaigne ohne Liebe denkbar, ja es ist sogar besser, wenn sie am Anfang wenigstens fehlt.

"In diesem weisen Geschäft ist das Verlangen nicht so verrückt, es ist dunkler und sanfter. Die Liebe haßt es, daß man sich an andere Dinge hält als an sie und sie unterwirft sich nur mit Widerwillen dem vertrauten Umgang, der unter einem anderen Vorzeichen, wie z. B. dem der Ehe errichtet und unterhalten wird; Die Verbindung, die Mittel, wiegen dort schwerer aus Gründen der Vernunft, so viel oder mehr als Anmut und Schönheit. Man verheiratet sich nicht für sich selbst, obwohl man es sagt; man verheiratet sich ebensogut, wenn nicht noch im höherem Maße, wegen seiner Nachkommenschaft, für seine Familie. Der Brauch und das Interesse der Ehe berührt unser Geschlecht weit über uns hinaus. Deshalb gefällt mir die Art, daß man eher durch einen Dritten wirbt als selbst. . . Und wie widerspricht das alles den amourösen Konventionen! Es ist eine Art Inzest, in dieser verehrungswürdigen und geheiligten Verbindung die Anstrengungen und Extravaganzen der amourösen Bindung anzuwenden." (45)

Montaigne sieht die Ehe, für die um diese Zeit nur das kanonische Recht gilt, nicht als eine Verbindung zweier Individuen an, sondern sie ist eine Einrichtung von eminenter sozialer Bedeutung, die den Menschen mehr als species denn als Individuum betrifft, in der er der Erhaltung der Art dient, und die außerdem ein Sakrament ist. Die Liebe, deren individualisierenden Charakter er sehr gut erkennt, hat keinen Platz in dieser Institution, sie wirkt eher störend. "Die, die glauben, der Ehe Ehre geben zu können, indem sie ihr die Liebe hinzufügen, tun, so scheint mir, dasselbe, wie die, die der Tugend zu nützen glauben, indem sie behaupten, daß Adel mit Tugend gleichzusetzen sei." (46)

In der Ehe hat vor allem das Bedeutung, was Matussek Satisfaktion nennt, also Zärtlichkeiten agentaler Art, wie gemeinsame Häuslichkeit, Entwicklung eines gemeinsamen Stils, geistige Vertrautheit. (47). Montaigne hat die vorwiegende Bedeutung dieser Phänomene für die Ehe erkannt, die natürlich auf der Ebene der damaligen Beziehung der Geschlechter zu verstehen sind. "Eine gute Ehe, wenn sie eine ist, weist die Begleitung und die Bedingungen der Liebe zurück. Sie versucht eher die der Freundschaft zu erfüllen. Es ist eine süße Lebensgemeinschaft, voll von Beständigkeit, Vertrauen und einer unbegrenzten Anzahl von nützlichen und sachlichen Dienstleistungen und gegenseitigen Verpflichtungen. Keine Frau, die das erfahren hat, will die Stelle einer Mätresse oder Freundin bei ihrem Mann einnehmen. Wenn sie in seiner Affektion als Frau logiert, ist sie dort viel sicherer und ehrenvoller plaziert." (48)

Am schärfsten charakterisiert er den Unterschied in folgendem Text: "Die Ehe hat auf ihrer Seite die Nützlichkeit, die Gerechtigkeit, die Ehre und Dauerhaftigkeit; ein plattes, aber allgemeineres Vergnügen. Die Liebe gründet sich

allein auf die Lust und hat dabei freilich Kitzligere, Lebendigeres und Schärferes; ein Vergnügen, das durch die Schwierigkeiten geschürt ist. Es muß Stiche und Brennen geben. Es ist nicht mehr Liebe, wenn es ohne Blitz und Feuer ist." (49)

Ein Beweis für seine Theorie ist das häufige Scheitern von Ehen, die sich auf die Liebe gegründet haben: "Ich kenne kaum Ehen, die öfter scheitern und sich trüben als die, die sich durch Schönheit und verliebte Wünsche anbahnen. Es sind solidere und konstantere Grundlagen nötig, und man muß über Hindernisse schreiten; diese kochende Freude ist nichts wert." (50)

Der Unterschied wird von den Menschen auch so empfunden; das zeigt sich vor allem in der Partnerwahl. Ein Partner, der auf sexueller und erotischer Ebene durchaus den Ansprüchen genügt, kommt oft für die Ehe gar nicht in Betracht. "Es sind Bestimmungen, die verschiedene und nicht vermischbare Wege haben. Eine Frau kann sich jemandem hingeben, den sie niemals geheiratet haben würde; d. h. nicht aus Gründen der äußeren Umstände, sondern aus Gründen der Person selbst. Wenige Menschen haben Freunde geheiratet und es später nicht bereut." (51)

2.8 Der eheliche Verkehr

Wiederum sich auf die Antike berufend, rät er in der Ehe zur Zurückhaltung im Sexuellen und zu einer maßvollen geschlechtlichen Betätigung. "Man soll, sagt Aristoteles, seine Frau mit Klugheit und Ernst berühren, aus Angst, daß man sie dadurch nicht zu stark erregt, und die Lust sie nicht über die Grenzen der Vernunft hinausgehen läßt." (52)

Montaigne, für den die Ehe nur am Rande eine Rolle spielte, hatte diese sachliche Beziehung zu ihr auch auf der sexuellen Ebene; die Pflege einer raffinierten Erotik hat in der Ehe keinen Platz, ja, es ist sogar besser, wenn die Frauen diese Dinge außerhalb der Ehe kennenlernen. "Diese schamlosen Zärtlichkeiten, die die erste Hitze in diesem Spiel eingibt, sind nicht nur indezent, sondern auch schädlich, wenn wir sie auf unsere Frauen anwenden. Lassen wir sie in diese Schamlosigkeiten wenigstens von anderer Seite eingeweiht werden. Für unsere Bedürfnisse sind sie immer aufgeweckt genug. Ich habe mich nur auf eine einfache und natürliche Instruktion beschränkt." (53)

Er macht sich auch Gedanken über die richtige Zeit des ehelichen Verkehrs; ob er auch angebracht und erlaubt sei in den Zeiträumen, wo bei der Frau keine potentia generandi besteht. "Und weil das Hauptziel die Zeugung ist, gibt es einige, die bezweifeln, ob es erlaubt sei, die Umarmung zu vollziehen,

obwohl wir ohne Erwartung einer Frucht sind, also wenn die Frauen über das Alter hinaus oder schwanger sind. Nach Plato ist es Mord. Bestimmte Völker, unter ihnen die Mohammedaner, verabscheuen den Beischlaf mit schwangeren Frauen, einige auch mit denen, die gerade die Periode haben." (54)

Um die nivellierende und reiztötende Macht der Gewohnheit für den ehelichen Verkehr zu umgehen, hatten sich auch schon die Alten Gedanken gemacht. Montaigne bewundert ihren Einfallsreichtum: Lykurg hatte angeordnet, daß auch die Verheirateten nur heimlich miteinander schlafen dürfen, und daß es dieselbe Schmach sei, sie zusammen schlafend zu finden, wie mit anderen. "Die Schwierigkeit des Zusammenkommens, die Gefahr überrascht zu werden, die Scham des Morgens, das gibt der Sauce die Schärfe." (55)

"Der große Cato hatte, wie wir, Überdruß an seiner Frau, wenn sie ihm gehörte und sehnte sie herbei, wenn sie im Besitze eines anderen war." (56). "Die Kühle der Mätrissen ist ärgerlich, aber das Wohlwollen und die Leichtigkeit ist, um die Wahrheit zu sagen, noch schlimmer. . . Satttheit erzeugt Ekel. . ." (57)

2.81 Konzeption

Die Mäßigung, zu der er im ehelichen Verkehr rät, weiß er auch im Hinblick auf die Konzeption medizinisch zu unterbauen. "Was er, (Aristoteles) für das Bewußtsein sagt, behaupten die Ärzte für die Gesundheit; daß nämlich ein außerordentlich heißes Vergnügen, das brünstig und emsig ist, den Samen verändert und die Empfängnis verhindert; andererseits sagen sie, daß ein matter Beischlaf, wie er es von Natur aus ist, um sie mit einer richtigen und fruchtbaren Wärme zu erfüllen, selten und mit bemerkenswerten Intervallen ausgeführt werden soll." (58)

Dazu ist ein Zitat aus einem Aufsatz von Giese interessant: "Mit dem Erreichen dieser physiologischen Endsituation kann sich die *potentia coeundi* und *generandi* optimal entfalten und zwar, noch immer physiologisch verstanden, um so optimaler, je ausschließlicher die Kopulationspartner miteinander verkehren." (59)

2.9 Der Ehebruch

Montaigne sieht den Ehebruch bei der geschlechtlichen Veranlagung des Menschen und vor allem der Frau als durchaus verständlich und erklärlich an. Er geht nicht so weit, daß er ihn auch moralisch verteidigt und sogar empfiehlt, wie Valla, doch ist seine Haltung in einer Zeit, in der er als öffentliches Verbrechen galt, und in der der Ehemann den Ehebruch der Frau sogar mit dem Tode bestrafen konnte, erstaunlich.

Er hält den Männern vor, daß sie nichts unterlassen, um die Frau sexuell zu reizen und trotzdem nichts mehr fürchten als den Ehebruch der Frau. "Man ködert sie und läßt sie Blut lecken mit allen Mitteln; wir erwärmen und regen ihre Vorstellung ohne Unterbrechung an und dann schreien wir Verrat! Geben wir es doch zu; es gibt kaum einen unter uns, der nicht mehr die Schande, die aus den Lastern seiner Frau entsteht, als die, die aus seinen eigenen hervorgeht, fürchten würde und der sich nicht mehr (bewundernswerte Fürsorge) um die Vorstellungen seiner Frau als um die eigenen kümmern würde; der es nicht lieber hätte, Dieb oder Kirchenschänder zu sein oder daß seine Frau morden oder einer Häresie anhängen würde, als daß sie nicht keuscher wäre als ihr Mann." (60)

Die Betroffenen tröstet er mit Beispielen aus der Antike: "Lucullus, Caesar, Pompeius, Cato und andere tapfere Männer wurden von ihren Frauen betrogen und wußten es, ohne viel Lärm zu schlagen." (61). Ebenso, wie die Großzügigkeit, bewundert und empfiehlt er ihre Kunst, belastendes Wissen zu vermeiden: "Man muß erfinderisch sein, um dieses ärgerliche und nutzlose Wissen zu vermeiden. Die Römer hatten die Gewohnheit, daß sie, wenn sie von einer Reise zurückkehrten, jemanden vorausschickten, ihre Ankunft anzumelden, um ihre Frauen nicht zu überraschen." (62)

Der Ehebruch der Männer ist für ihn eine Selbstverständlichkeit. "Jeder von uns macht irgendeinen zum Hahnrei." (63). Er klagt sie nur wegen ihrer Grausamkeit an, die betrogenen Frauen wegen der eigenen Fehler zu hassen. "Ich habe mit Unwillen Ehemänner ihre Frauen nur deswegen hassen sehen, weil sie ihnen Unrecht tun; man sollte sie zumindest wegen unserer Fehler nicht weniger lieben, durch Reue und Mitleiden sollten sie uns noch teurer werden." (64)

2.10 Zusammenfassung

Abseits vom Renaissanceplatonismus eines Marsilio Ficino oder Pico della Mirandola, für den die Sexualität immer einen minderwertigen Charakter hatte, breitet Montaigne ein ganzes Tableau historischer Tatsachen und eigener Erfahrungen aus, um sie zu verteidigen und sie an den Platz zu stellen, der ihr gebührt.

Montaigne ist nun gar kein Platoniker, der Aufstieg zur geistigen Liebe ist ihm fremd und über die Idee der Schönheit weiß er nichts zu berichten. Es gibt bei ihm keine vertikale Ordnung, etwa in dem Sinne des Platonismus: Körper, Geist, Idee; seine Ordnung ist horizontal; der Körper steht g l e i c h b e r e c h t i g t neben dem Geist.

In der Medizin hat er nur das Wissen eines gebildeten Laien, als Autorität auf diesem Gebiet zitiert er meist Aristoteles, doch sein Interesse an allem, was erfahrbar ist, führt ihn auch in das Gebiet der Anatomie und Physiologie, wie er es durch seine eindrucksvolle Schilderung des Todes seines Freundes La Boëtie beweist. Seine intensive Selbstbeobachtung gilt auch dem Bereich des Sexuellen, wo ihm oft eine eindruckliche Schilderung der psychophysischen Phänomene gelingt, deren Deutung manchmal an die Ergebnisse der wissenschaftlichen Bemühungen auf diesem Gebiet in unseren Tagen erinnern. Diese Beobachtungen und ihre Ergebnisse werden meist durch Zitate von Schriftstellern aus der griechischen und römischen Antike unterstrichen.

Er erkennt, daß die Frau ihrer Sexualität viel sicherer ist als der Mann, und daß sie ihm sowohl in der sexuellen Selbsterfahrung als auch in der Intensität des sexuellen Erlebens überlegen ist. Er zieht daraus Konsequenzen, sowohl für die Erziehung der Frau als auch für die Geschlechtsgebräuche und die Geschlechtsmoral vor und innerhalb der Ehe. Seine Schlußfolgerungen sind auf diesem Gebiet von erstaunlicher Liberalität und weisen auf seine relativistische Haltung in Bezug auf die Moral hin.

Versteht man unter Erotik die jeweilige aktuelle Ausformung der Sexualität in einem Individuum, einer soziologischen Gruppe oder innerhalb einer Epoche, so kann man sagen, daß Montaigne einen ausgesprochenen Sinn für die Kultivierung der Erotik hat, was ja ein Kennzeichen der romanischen Kultur ist. (64). Doch findet diese Kultivierung der Erotik ihre Grenze darin, daß für ihn die Frau noch nicht die Rolle einer Partnerin spielen kann; er hat deshalb die Freundschaft der Liebe immer vorgezogen. Das hat seinen Hauptgrund wahrscheinlich darin, daß die Frau in einer Zeit, wo es um ihre Bildung recht schlecht bestellt war, sodaß die intellektuellen Voraussetzungen für eine Partnerschaft fehlten, als Partnerin des Mannes im allgemeinen nicht in Frage kam. So setzt Montaigne die Liebe mit dem Zeugungstrieb gleich; sie hat keinen Eigenwert, hat keine Finalität in sich selbst, sondern steht ganz im Dienste der Fortpflanzung und höchstens noch des persönlichen Lustgewinns; als Begründerin einer personalen Beziehung oder als Stifterin geistiger Werte kommt sie für ihn nicht in Frage.

Er sieht die untergeordnete soziale Stellung der Frau gut (65), doch er tut seinerseits nichts, um sie auf das geistige Niveau der Männer zu heben. Hätte es in seiner Zeit schon eine Bewegung des Feminismus gegeben, so hätte er sich in seinem konservativen Sinn sicher dagegen gewandt; doch hat er auf diesem Gebiet durch seine liberalen Ideen indirekt über seine geistige Tochter und Schülerin Mlle de Gournay gewirkt, die in vielem die ersten Anregungen gegeben hat.

3. DIE PRÉCIOSITÉ

3.1 Einleitung

Zwischen Montaigne und den Moralisten des 17. Jahrhunderts offenbart sich eine Veränderung in der Beziehung der Geschlechter, die vor allem auf der Verbesserung der Stellung der Frau beruht und ganz wesentlich auf den Einfluß einer Bewegung, die man préciosité nennt, zurückzuführen ist. Dieser Einfluß ist einerseits positiv, indem die von der préciosité entwickelten Theorien und Lebensformen in diesem Zusammenhang bejaht und angenommen werden und andererseits, und das geschieht in überwiegendem Maße, nicht nur bei den Moralisten, indem sie zurückgewiesen, ja sogar bekämpft werden.

Die préciosité ist eine der eigenartigsten Erscheinungen der französischen Kultur. Obwohl es sie schon, in anderer Form, im Mittelalter und in der Renaissance gibt, und sie auch nachher noch weiterbestehen wird, findet sie ihren echten und nachhaltigsten Ausdruck im Frankreich des 17. Jahrhunderts, vor allem in dessen erster Hälfte. Zunächst noch eine literarische Bewegung, gelangt sie im Laufe der Zeit zu einer außerordentlichen kulturellen Bedeutung und stellt für die französische Kultur eine eigene Form der Begegnung der Geschlechter dar.

3.2 Geschichte der préciosité

Der Beginn der Bewegung der préciosité ist etwa um das Jahr 1600 anzusetzen. Ihr Entstehungsgrund ist weniger literarisch als politisch und sozial. Die Höflinge, Dichter und Edelleute, die sich vom Treiben am Hofe Heinrichs des IV abgestoßen fühlten, versammelten sich in einem kleinen Kreis in intimer Gesellschaft und nahmen damit die Tradition des mondänen Lebens, wie es unter den Valois geblüht hatte, wieder auf. Es bildeten sich Zirkel, in deren Mittelpunkt kultivierte Damen der Gesellschaft standen.

1610 wird diese Entwicklung durch die Ermordung des Königs und die darauffolgenden politischen Wirren unterbrochen. Erst mit dem Erscheinen von Richelieu tritt eine Beruhigung ein, und die Salons etablieren sich erneut.

Der berühmteste dieser Salons, sozusagen der Salon schlechthin, war das Hôtel de Rambouillet. Seine Herrin, Cathérine de Vivonne, war im Jahre 1588 in Rom geboren worden und hatte im Alter von 12 Jahren Charles D'Angennes, den späteren Marquis de Rambouillet, geheiratet. Ihre Persönlichkeit war für den Salon entscheidend; R. Bray schreibt in diesem Zusammenhang über sie: "Mit großen Eigenschaften ausgestattet, hat Cathérine de

Vivonne Geschmack, Geist und Kultur: sie ist fähig, die Pläne ihres Hôtels selbst zu entwerfen, sie ist an der Kunst und an der Literatur interessiert, sie liebt die Geschichte und spricht mehrere Sprachen. Man bezeichnete sie als tugendhaft, gerade, bescheiden, liebenswürdig und gutherzig, treu in der Freundschaft; man rühmt die Freiheit ihres Denkens und ihre Frömmigkeit."(66)

Das Hôtel de Rambouillet wird im Laufe der Zeit, vor allem durch die Persönlichkeit seiner Besitzerin, zum Mittelpunkt des literarischen Lebens und der préciosité. Dort verkehren Richelieu und der Kardinal de la Valette, die Dichter Voiture, Chapelain, Balzac, Sarasin, Ménage, Benserade, Scarron und Pierre Corneille; unter den Damen ragen vor allem Mme de Sablé und Mlle de Scudéry hervor. Es entwickelt sich eine société précieuse. Nach 1645 tritt das Hôtel in den Hintergrund und wird von anderen Salons, vor allem in Form der ruelle abgelöst. Um 1650 gibt es eine allgemeine Blüte der préciosité in Paris. Es ist die Epoche der réduits und ruelles. Ungekrönte Königin der ruelles ist Mlle de Scudéry, die über eine außerordentliche Bildung verfügte.

Seit 1637 werden die Preziösen attackiert. (Scarron, Saint-Évremond, D'Aubignac, Abbé de Pure). Die préciosité hatte ihre Spontaneität verloren und war zu einem System, zu einer Einrichtung geworden. Einen Höhepunkt erreicht dieser Angriff in den "Précieuses ridicules" von Molière im Jahre 1659. Nach 1660 tritt die préciosité ganz in den Hintergrund. Der Hof bekämpft sie, und die großen Dichter verkehren nicht mehr in den Salons. Sie etabliert sich später in anderer Form wieder.

3.3 Das preziöse Milieu

Wo spielte sich so ein Abend bei den Preziösen ab? Mme de Rambouillet empfing ihre Gäste im Salon. Das Wort und der Raum sind italienischen Ursprungs; es handelt sich um einen großen und schönen Empfangsraum. Schon im Hôtel de Rambouillet hatte man sich bemüht, eine intime Atmosphäre zu schaffen. Der Salon war in ein Halbdunkel gehüllt, um die Konzentration zu erleichtern. Manche waren mit Ambra und Moschus parfümiert; auch die Musik spielte eine wichtige Rolle. Man verstand es also, die verschiedensten Sinne anzusprechen. (67)

In der Epoche der ruelle empfingen die Preziösen die Gäste in ihren Schlafzimmern. Das Wort "ruelle" bezeichnet den Gang zwischen dem Bett und der Wand. Auf einem Podium thronte das Bett, isoliert durch ein Geländer. Die Gastgeberin liegt oder sitzt am Fuße des Bettes, eine ruelle wird von den

Domestiken eingenommen, die andere von Freundinnen, die, ihrer Würde entsprechend, auf Sesseln, Stühlen, Fußkissen und Schemeln Platz genommen haben. Die Kavaliere lehnen sich an die Balustrade oder sitzen auf ihren Mänteln, die sie auf dem Fußboden ausgebreitet haben. (68)

3.4 Der präziöse Stil

Man konnte nicht ohne weiteres in den Kreis der Präziösen aufgenommen werden; es gab sogar Vorbereitungskurse, in denen die Männer von erfahrenen Präziösen in einer Art Noviziat auf die Salons vorbereitet wurden. (69). Mlle de Scudéry gibt als Voraussetzung für die *préciosité* den *air galant* an und versteht darunter folgende Bedingungen: Geist, Urteil und Wissen sind notwendig dazu, doch sie genügen nicht, und ein Zuviel ist eher schädlich als nützlich. Man muß Naturell besitzen, von Geburt sein, einige Erfahrungen in der Liebe haben, alles, was provinziell ist, bleibt ausgeklammert; vor allem muß man den Pedantismus meiden. (70)

Die Mode wurde in übertriebener Weise beachtet, die Frauen erschienen mit den ausgefallendsten Frisuren und den auffallendsten Kleidern. Die Männer trugen lange Perücken, bunte Federn am Hut, Krägen, die bis auf den Rücken herabhingen und viele Etagen von Falten an den Hosen. D'Aubignac beschreibt in seinem Buch "Relation du Royaume de Coquetterie" das Arsenal der Mondänen. (71). Der Stil war von Anfang an exaltiert und affektiert; schon im Zusammenleben zwischen der Marquise de Rambouillet und ihrem Gatten war zuviel Zeremoniell gewesen. (72). Diese Affektion machte sich außer der Mode vor allem auch in der Mimik und Gestik bemerkbar. In der Mimik z. B. gab es genormte Ausdrucksweisen, die sich die Präziösen erarbeitet hatten. Molière in seiner "Critique de l'école des femmes" und Abbé Pure geben uns darüber Auskunft und beschreiben einige Grundformen. (73)

3.41 Die Galanterie

Das Schlüsselwort für die Beziehung der Geschlechter im Salon ist die "galanterie". "Die *courtoisie* der mittelalterlichen Ritter setzt sich fort in die *galanterie* der Höflinge Heinrichs des III und den Vertrauten der Mme de Rambouillet; doch die *galanterie* weicht der *honnêteté*, und sie ist nicht präziös.", schreibt René Bray. (74). Im Grunde ist diese *galanterie* nichts anderes als eine besonders entwickelte und gepflegte Art der Werbung des Mannes um die Frau. R. Nelli sagt dazu: "... sie (die *préciosité*) drückte tatsächlich nichts anderes als eine *galanterie* aus, bald oberflächlich (wenn sie nichts anderes als die Kunst mit Distinktion zu werben war), bald "von Herzen kommend", nämlich, wenn

sie einen ehrlichen Respekt vor den Frauen und der Idee der Liebe zeigte." (75)

Denkt man platonisch, so bewegt sich die galanterie ganz auf der zweiten Ebene, der der geistigen Liebe. Sie ist ein erotisches Spiel, das zwar die Sexualität oder genauer gesagt die Heterosexualität als Grundlage hat; diese Grundlage bleibt aber immer ausgeklammert. Sie drückt also eine Entsexualisierung der Beziehung der Geschlechter aus. Der Mann wirbt im Salon um die Frau, diese Werbung aber hat, da der Mann nie zum Ziel kommt und das auch weiß, ihr Ziel in sich selbst; sie wird zum Spiel. Die Frau des Salons ist meist verheiratet, und auch die ledige Präziöse läßt sich nicht erobern oder tut so. Der Werbung des Mannes steht die Koketterie der Frau gegenüber, die sich nie engagiert. Alle präziösen Charakteristika: die Konversation, die präziöse Literatur, die Psychologie, sogar die präziöse Sprachreform stehen im Dienste der galanterie, sie haben einen nur instrumentalen Charakter.

3.42 Die Konversation

Die Hauptbeschäftigung in den Salons galt der Konversation, deren Ziel nicht die Bereicherung des Wissens oder die Lösung eines Problems war, sondern die ihrerseits ganz im Dienst der galanterie, also der Werbung des Mannes um die Frau stand.

Die Präziösen hatten sich deswegen teilweise sogar mit den Wissenschaften befaßt, doch war dabei das Ziel nicht die Beherrschung einer Wissenschaft, sondern die Bereicherung der Konversation gewesen. Wirkliche Gelehrtheit war ja geradezu verpönt, denn der Gelehrte ist der Pedant, also gerade das Gegenteil des *homme galant*. Schon die Auswahl der Wissenschaften zeigt die Haltung: man beschäftigte sich mit Chemie, Physik, Philosophie, Rechtswissenschaft, asiatischen Sprachen, Chiromantie, schwarzer Kunst und Physiognomie. Da die Präziösen kein Latein verstanden, wurden eigens für sie Werke in französischer Sprache geschrieben, so z.B. die "*Fine philosophie accomodée à l'intelligence des dames*." von René Bary. (76)

3.43 Präziöse Literatur und Poesie

Die *préciosité* ist auch eine literarische Bewegung und hat ganz neue Literaturgattungen hervorgebracht. Man bevorzugt hier vor allem das Produkt des Augenblicks, also das Gedicht, das Portrait, den Brief - all das sollte möglichst nicht gedruckt sein und war ausschließlich für den Salon bestimmt; die Menge durfte es nicht lesen.

So stand die präziöse Poesie, wie schon die Konversation im Dienste der galanterie. Das betraf auch den Inhalt. Die Gedichte enthielten meist das Lob einer Dame, so besonders in einer Form, die Kompliment genannt wurde. Man kann es als Lieblingsform der präziösen Literatur bezeichnen, es findet später auch im Brief Eingang. (77)

Die poetischen Elaborate wurden, wenn sie im Salon vorgetragen worden waren, diskutiert und kritisiert. In ihrer Kunstkritik setzten die Präziösen die Maßstäbe des Salons voraus d. h. die Helden der Stücke mußten die moralischen und ästhetischen Anforderungen des Salons erfüllen, und die Produkte wurden, wenn die Gesetze der galanterie in ihnen nicht eingehalten worden waren, erbarmungslos verissen, ungeachtet ihres eigentlichen literarischen Wertes, den die Präziösen nicht bestimmen konnten. So erging es z. B. dem "Cid" des Corneille.

Diese Einstellung: die Verachtung des Alten und die oft uneingeschränkte Verehrung des Neuen ließen in den Salons kein eigentliches Kunstkennernum aufkommen; man blieb dilettantisch und stellte das Banale und das wirklich Große auf eine Stufe. So hat die *préciosité* des 17. Jahrhunderts in Frankreich, wiewohl vor allem auch eine literarische Bewegung, keinen großen Dichter hervorgebracht, trotz ihres großen Einflusses auf die Klassik. (78)

3.44 Preziöse Psychologie

Große Verdienste hingegen hat sich die *préciosité* in der Psychologie erworben; hier war sie sehr von Descartes beeinflusst; man analysierte, zählte auf und definierte. So wurden z. B. die verschiedenen Stadien im Aufstieg zur Liebe analysiert. Die berühmteste Analyse dieser Art stellt die *Table de Tendre*, eine Allegorie der Liebe von Mlle de Scudéry, dar. Sie wurde so berühmt, daß es ihretwegen zu einem Streit um die Autorenschaft mit dem Abbé D'Aubignac kam. Es handelte sich um eine "feinsinnige und präzise Analyse der verschiedenen Nuancen und Stufen im Gefühl der Liebe." Dieser Hang zu Analyse und Definition ging bei der geringen intellektuellen und bildungsmäßigen Qualifikation der Präziösen oft ins Lächerliche; man versuchte z. B. die verschiedenen Formen von Seufzern und die mannigfachen Arten des Schmatzens zu unterscheiden.

Diese Beschäftigung mit dem Psychologischen führte, obwohl es nichts weiter als eine Art von Spiel war, doch zu beachtlichen Ergebnissen. Eine besondere Meisterin der Analyse war Mme de Sablé; bei ihr verdichtet sich diese bereits zur *Maxime*, und sie wird somit neben Mlle de Scudéry die Vorläuferin

für La Rochefoucauld und La Bruyère. Sie haben in dieser Hinsicht auf der Arbeit der Präziösen aufgebaut.

3.45 Präziöse Sprachreform

Ein besonderes Kapitel stellt die Sprache der Präziösen dar, sowie ihre Bemühungen um diese. Der Hang zum Esoterischen und der unbedingte Wunsch, sich von den anderen zu unterscheiden, führte bei den Präziösen im Laufe der Zeit zu einer eigenen Sprache, die verschiedene charakteristische Merkmale aufweist:

- 1) die Sprache ist affektiert, es gibt Wortneubildungen wie *débrutaliser* und *anonyme*; außerdem Kombinationen wie *furieusement agréable*, *merveilleusement laide*, *effroyablement belle*.
- 2) sie versuchen, die Rechtschreibung zu vereinfachen und eine Orthographie für die Frauen, also für die Nichtgebildeten einzuführen. Das galt vor allem für Fremdwörter, die aus dem Lateinischen oder Griechischen kamen, aus Sprachen, die die Frauen nicht beherrschten.
- 3) die interessanteste Neuerung, die die Präziösen anstrebten, besteht in dem Bemühen, alle Wörter, die ihrer Meinung nach eine Obszönität anklingen lassen, aus der Sprache zu entfernen. Hier zeigt sich ein für die *préciosité* typischer moralischer Missionarismus, der klugerweise an der Sprache ansetzt. Doch haben sie dadurch auch ein gewisses Verdienst in der Abwehr des Vulgären und Grobschlächtigen.

Insgesamt gesehen sind ihre Bemühungen um die Förderung einer reinen Sprache und eines reinen Stils als positiv zu bewerten; ihre Schwäche besteht allerdings darin; daß sie zu einer gewissen Verarmung und Entsaftung der Sprache beigetragen haben, die durch ihre Bemühungen einen etwas konstruierten, lebendigen Charakter annahm und an Kraft verlor. (79)

3.5 Die präziöse Auffassung von der Liebe

Versteht man unter Liebe einerseits einen emotionalen, intentionalen Akt eines Individuums, beruhend auf seiner Sexualität und andererseits eine emotionale Beziehung zwischen zwei Individuen, beruhend auf der Heterosexualität, dann haben die Präziösen versucht, die Liebe als Emotion durch die Analyse rationalisieren und damit in den Griff zu bekommen und die Liebe als Relation, wo sie sozialen Charakter trägt, durch die galanterie, also auf einer Vorstufe, der Stufe der Werbung des Mannes um die Frau, abzufangen.

Diese Bemühungen wurden von den Kritikern der *préciosité* schon damals erkannt und sie protestierten mit dem gesunden Sinn der Franzosen für das Erotische dagegen: "Diese falschen Delikaten haben der Liebe das Natürlichste genommen und dachten ihr etwas Wertvolleres dafür zu geben. Sie haben eine Leidenschaft, die ganz dem Herzen gehört, in den Geist verlegt und die Bewegungen in Ideen verwandelt. Diese Reinigung, die so stark war, hatte ihren Ursprung in einem berechtigten Ekel vor der Sinnlichkeit, aber sie haben sich dadurch nicht weniger von der wahren Natur der Liebe entfernt als die Wollüstigsten, denn die Liebe ist ebensowenig Spekulation und Begrifflichkeit, wie sie Brutalität und Begierde ist." (80)

Der Platonismus, der in der Geschichte der Philosophie der Liebe immer wieder auftaucht, war bei Montaigne ganz in den Hintergrund getreten und entfaltet sich nun aus der Bewegung der *préciosité* in seiner ganzen Fülle, weniger als Theorie, sondern in diesem Fall mehr in Form der Verwirklichung. Historisch ist hier der Roman 'L'Astrée' von Nervèze sehr bedeutsam, den M. Magendie (35 B.) völlig zurecht als 'Handbuch der platonischen Liebe in 5 Bänden' bezeichnet. (81). Zweifellos ist dieser Platonismus auch eine Gegenreaktion gegen die Verwilderung der Sitten auf dem Gebiet der Erotik, wie sie die Religionskriege mit sich gebracht hatten.

Mlle de Scudéry schreibt über diese Form der reinen Liebe, wie sie die Präziösen anstrebten: "Die Götter haben nichts umsonst gemacht, sie haben nicht ohne Grund in unsere Seele ein gewisses Verlangen gelegt, das sich in wohlgeordneten Herzen in viel stärkerem Maße findet als in anderen; doch muß man die Affekte gut überwachen und das Objekt seiner Liebe gut aussuchen, dann wird man unaussprechliche Freuden genießen". (82) Die Emotionen stehen also immer unter der Kontrolle des Verstandes, der sie sowohl in Bezug auf ihre Intensität als auch ihr Objekt kontrolliert. Auch sie verwirft die sinnliche Liebe und stellt ihr die platonische gegenüber.

Aus dieser rein geistigen Beziehung der Präziösen zur Liebe schloß man auf ihre körperliche Konstitution und der Abbé de Pure meinte ironisch: Die Präziöse ist weder die Tochter ihres Vaters noch ihrer Mutter. . . Sie ist nicht das Werk der sinnlichen und materiellen Natur; sie ist ein Extrakt des Geistes, eine Präzision der Vernunft. Dieser Geist und diese Vernunft sind der Keim, der sie hervorbringt; doch wie die Perle aus dem Orient kommt und sich in den Muscheln durch den Gebrauch, den die Auster von der Himmelsrose macht, formt, so formt sich die Präziöse in der ruelle durch die Kultivierung der außerordentlichen Geschenke, die der Himmel ihrer Seele hat zuteil werden lassen." (83)

Die Liebe als Beziehung zum anderen, was sie ja wesentlich immer ist, mündet in die galanterie. Diese war nur in einem größeren Rahmen, d. h. in einer soziologischen Gruppe möglich, wie die *préciosité* eine bildete; man sprach ja deshalb von einer *société précieuse*. Die einzelnen mußten von der Gruppe überwacht werden, denn es bestand ja immer die Gefahr, daß sich zwei wirklich verliebten, und es zur körperlichen Annäherung kam. Ein wirklich verliebtes Herz konnte die Regeln der *préciosité* nicht mehr einhalten. Man achtete deshalb streng darauf, daß sich Paare nicht absonderten; jedes Schmachten und der Austausch von Zärtlichkeiten waren verpönt.

Ist die Endstufe im Platonismus die Schau der Liebe als Idee, so zeigen sich die Preziösen als konsequente Platonikerinnen und formen damit eine Art von Religion. Hatte sie schon Ninon de Lenclos "Jansenistinnen der Liebe" genannt, (84), so schreibt Saint-Évremond darüber: "Die Liebe ist für die Preziösen noch eine Gottheit. Sie entfacht keine Leidenschaft in den Seelen, sondern eine Art von Religion." (85). R. Bray bezeichnet sie als "Priesterinnen der platonischen Liebe." (86)

Wurde diese Art von Liebe auch verwirklicht? Mlle de Scudéry hat es in ihrer Beziehung zu dem 17 Jahre jüngeren Dichter Pellisson getan. Der Briefwechsel der beiden gibt eine ganze sentimentale Kasuistik wieder. Ihre platonische Beziehung dauerte 20 Jahre. Sie war sicher kein Einzelfall, jedenfalls hielt man sich in den Salons an die Regeln. Außerhalb sah es dann of anders aus, Voiture z. B., der gefeierte Held des blauen Zimmers, gab sich in seiner Heimatstadt Rouen derart der sexuellen Ausschweifung hin, daß sein Vater für die Gesundheit seines Sohnes fürchtete und den Damen, die nach ihm fragten, seine Anwesenheit verheimlichte. (87)

Die Preziösen waren sehr oft verheiratet und beteiligten sich so ohne Einsatz an diesem Spiel; es kam auch nicht zur Frustration. Saint-Évremond meint dazu ironisch: "Wenn sie wissen wollen worin die Preziösen ihr größtes Verdienst haben; werde ich ihnen sagen, es bestehe darin, daß sie ohne Lust ihre Liebhaber zärtlich geliebt haben und sich ihrer Ehemänner mit Abneigung körperlich erfreuten." (88)

3.6 Preziöse Theorien über Ehe und Mutterschaft

Schrieb die Reinheit der Liebe vor, daß sie nicht zum Besitz des Geliebten führen und sich keiner Sache oder Institution unterordnen dürfe, so stand es um die Ehe von vornherein schlecht. Sie wurde zwar von den Preziösen ausgiebig diskutiert und analysiert, und man hatte sie in 9 Hauptformen eingeteilt, doch

man betrachtete sie mit Mißtrauen, denn sie verstieß gegen alle Forderungen der *préciosité*: man mußte sich einem Mann unterordnen, mit ihm zusammenleben und die körperliche Liebe ausüben. Keine Spur mehr von *galanterie*.

Grundsätzlich darf die Preziöse heiraten, doch sie tut das nicht wie alle anderen, wie sie auch nicht liebt oder spricht wie die anderen. Sie geht ohne Illusionen in die Ehe, da sie sich ja schon jahrelang theoretisch im Salon mit ihr befaßt hat und um alle ihre Schwierigkeiten und Nachteile weiß. Unter den neun Arten bevorzugt sie natürlich die Vernunftehe, weil in ihr das Gefühl am wenigsten beteiligt ist, und die Preziöse am ehesten Preziöse bleiben konnte. (89)

Um all das zu umgehen und trotzdem den Forderungen der Fortpflanzung Genüge zu leisten, schlugen sie Probeverlobungen oder Ehen auf Probe vor, da sie die Notwendigkeit der Erhaltung der Art einsahen. Diese Ehen sollten ein Jahr dauern, nach Ablauf dieses Jahres konnten sie unterbrochen werden. War ein Kind da, so sollte es von beiden versorgt werden oder von einem neuen Ausgewählten der Preziöse. Nach einem anderen Vorschlag sollten die Ehen immer nach der Geburt eines Kindes aufgelöst werden. Die Mutter erhielt dann die Freiheit und der Vater das Kind. Die Fortpflanzung ist gesichert und die Preziöse wird durch die Mutterschaft reifer und kann in den Salon zurückkehren. Jeder von beiden behält bei dieser Form der Ehe die Freiheit über sich selbst, seinen Körper und sein Herz. Mit Recht hatten sie sich gegen die Zwangsehe gewandt, sogar Molière hatte sie darin unterstützt.

Ebenso verachteten sie die Mutterschaft. Kinder aufzuziehen ist nichts für eine Preziöse. Die Haushaltsarbeit und die Schwangerschaft deformieren die Figur und hindern sie daran, den mondänen Vergnügungen nachzugehen. Mme de Brégis war sehr indigniert, unaufhörlich schwanger zu sein. Sie waren auch in Wirklichkeit oft unverheiratet und ließen sich scheiden, wie Mme de Calprédene und Mme de la Suze. Andere lebten getrennt von ihren Ehemännern. Myrice trennte sich von ihrem Mann; sie fand die Unterordnung erniedrigend. (90)

3.7 Die preziöse Moral

Ab 1640 werden die Preziösen als "prude" bezeichnet, noch bevor der Ausdruck "*précieuse*" angewandt wurde. Das Wort "prude" hatte damals noch den Sinn von verdienstvollem Wissen, aber auch schon den Beigeschmack der Verachtung der sexuellen Liebe. (91)

Die Preziösen hatten versucht neben den ästhetischen auch moralische Normen

zu setzen. Ihre moralischen Regeln waren vor allem auf einer Abwertung der körperlichen Phänomene der Sexualität gegründet und hatten eine Entsexualisierung der Beziehung der Geschlechter zum Ziel, und es wurde schon darauf hingewiesen, daß sie in dieser Beziehung sehr vom Neuplatonismus beeinflusst sind. Diese Bemühungen gingen so weit, daß sie sogar die Sprache von allem was nach ihrer Meinung obszön klang, befreien wollten. (Siehe 3.45).

Bei der *précieuse Moral* handelte es sich um eine Binnenmoral. Sie galt für das Individuum nur, wenn es sich innerhalb der Gruppe befand; hier mußten die Regeln strikt eingehalten werden. Außerhalb bestanden sozusagen moralisch neutralisierte Zonen, wo diese Regeln nicht galten. Das zeigt schon ihre Begrenztheit und Unzulänglichkeit.

Zweifellos haben sie durch ihre Pflege der Beziehung der Geschlechter auch zur Verbesserung und der Verfeinerung der sexuellen *Moral* beigetragen, obwohl ihre Bemühungen in dieser Hinsicht nicht sehr in die Tiefe gingen. Eine Unterscheidung zwischen den *précieuses véritables* und *ridicules* ist in diesem Zusammenhang nicht sehr fruchtbar. Man kann sogar sagen, daß die sogenannte falsche *préciosité* einen stärkeren Einfluß auf das moralische Leben hatte, weil sie sich pröder gab und auf Verletzungen von dieser Seite schärfer reagierte. (92)

3.8 Zusammenfassung:

Die *préciosité* stellt eine geschlossene soziologische Gruppe dar, die in ihrer Art an historische Formen ähnlicher Gestalt anknüpft und aus einer Reaktion gegen die Verwilderung der Lebensformen und Sitten vor allem auf dem Gebiet der Beziehung der Geschlechter entstanden war. Im Laufe ihrer Entwicklung schließt sie sich immer mehr nach außen ab und unterstreicht das durch die Pflege einer eigenen Poesie, durch die Bemühung um eine eigene Sprache und durch die Aufstellung eigener moralischer Regeln. Man spricht von einer *société précieuse* und kann bei ihr eine gewisse Regression beobachten, die sich in einer aggressiven Haltung nach außen manifestiert.

Hatte sich die *préciosité* gegen die Verrohung der Sitten vor allem zwischen den Geschlechtern gewandt, so war ihr Ziel somit die Pflege dieser Beziehung. Die *Précieusen* haben in diesem Bemühen eine ganz eigene Form der Erotik entwickelt, deren Kennzeichen die *galanterie* ist; eine besonders distinguierte Form der Werbung des Mannes um die Frau. Diese Werbung klammert ihr Ziel von vornherein aus, der Lebhabe weiß, daß er die *Précieuse* nie erobern kann. Das Ausklammern dieses Ziels der Werbung hat seinen Grund in der Verneinung der Sexualität und somit in einer Entsexualisierung

der Beziehung der Geschlechter. So haben wir das Paradoxon, daß die Präziösen zwar die Erotik pflegten, aber deren Grundlage, nämlich die Sexualität des Menschen, als unrein abwerten und verneinen. Da aber die Erotik nur die jeweilige aktuelle Ausformung, das Wie der Sexualität ist, also auf ihr beruht, gibt diese Haltung der Bewegung etwas Verschrobenes und Gekünsteltes, und sie ist von Anfang an durch eine gewisse Affektion gekennzeichnet.

Zur galanterie ist alles relativ, alles, die Poesie, die Konversation, die Sprache, die psychologischen Analysen, ja sogar die Ehe und die Mutterschaft haben in Bezug auf sie einen nur instrumentalen Charakter.

Die préciosité hat einen außerordentlichen Beitrag zur Hebung der sozialen Stellung der Frau geleistet. Sie ist als Ziel der Werbung von vornherein der Mittelpunkt des Salons. Sie rangiert vor dem Mann. Das Milieu, in dem sich alles abspielt, der Salon oder die ruelle, wird von ihr gemacht; es ist ihre Welt. Der Mann findet alles bereits vor und muß sich anpassen. Das geht sogar so weit, daß er in einer Art von Noviziat, wiederum von Frauen, auf die ästhetischen, gesellschaftlichen und moralischen Anforderungen des Salons vorbereitet wird, bevor er dort erscheinen darf. Der Werbung des Mannes entspricht auf der Seite der Frau die Koketterie, die dadurch gekennzeichnet ist, daß sie sich nicht angagierte. Denkt man an das Phänomen der ruelle, wo die Präziöse ihre Gäste im intimsten Raum ihres Hauses, in ihrem Schlafzimmer, empfängt und am Fußende ihres Bettes mit ihnen über die Liebe diskutiert, so ist das der Höhepunkt der Koketterie.

Der Salon führt zur Annäherung der Geschlechter. Da der Mann sich den Regeln, die von Frauen aufgestellt wurden, unterwerfen muß, tritt bei ihm durch die Pflege des mondänen Lebens, durch die strenge Beachtung der Mode und die Affektion eine gewisse Verweiblichung ein. Andererseits erinnert seine Stellung an die einer Drohne, er ist in diesem Falle nicht das Instrument der Fortpflanzung, sondern der galanterie. Bei den Frauen findet sich hingegen eine gewisse Vermännlichung, die sich in ihrer rationalen Einstellung zu Liebe, Ehe, Mutterschaft äußert, die sie im allgemeinen nicht analysiert, sondern lebt, und die Analyse hindert sie auch in vielen Fällen daran, diese Dinge wirklich zu leben und zu erleben.

Betrachtet man die moralischen Forderungen der Präziösen auf dem Gebiet des Sexuellen, so erkennt man, daß es sich um eine reine Binnenmoral handelt, die moralischen Regeln durch ihren relativen Charakter in die Nähe von Spielregeln rücken. Die Voraussetzung für den air galant war Erfahrung in der Liebe, die meisten Präziösen waren verheiratet, und außerhalb des Salons

gab man sich der sexuellen Ausschweifung hin. Es waren also Regeln in dem Spiel, das galanterie hieß. Mit wirklicher Askese hatte das ganze nichts zu tun. Trotzdem war der Einfluß der Präziösen nicht nur auf ästhetischem, sondern auch auf moralischem Gebiet sehr groß.

In der *préciosité* kann man zweifellos das Wiedererwachen des Platonismus sehen, der sich mit seiner Liebestheorie für eine Bewegung, die sich gegen jegliche Brutalität auf dem Gebiet der Erotik wandte, natürlich zunächst anbot. Die Entwertung des Körperlichen und seine Transposition ins Geistige als Charakteristikum des Platonismus, ist bei den Präziösen anzutreffen. Nelli spricht von einem christlichen Platonismus (93), das war er vielleicht im Ansatz. Später haben sich jedoch die Präziösen in ihren Forderungen allzuweit von den christlichen Normen entfernt, um einfachhin christlich genannt zu werden.

Man hat sie Priesterinnen der platonischen Liebe genannt, und diese Bezeichnung ist sehr zutreffend, denn letztlich ist der Platonismus eine Religion, dessen Ziel in diesem Fall die Schau der Liebe als Idee ist.

4. SAINT-ÉVREMOND

4.1 Biographie

Charles de Saint-Denis, Seigneur de Saint-Évremond entstammte einem alten normannischen Adel. Er studierte an der Universität Caën Rechtswissenschaften und trat dann in die Armee ein. Wie La Rochefoucauld kämpfte er unter dem Grand Condé in Deutschland und in der Schweiz. Nachdem er wegen seiner Beteiligung an der Fronde von Kardinal Mazarin einige Monate in der Bastille festgesetzt worden war, verläßt er anschließend Frankreich, geht zuerst in die Niederlande und von dort nach England. Hier lernt er Mme de Mazarin kennen, die Nichte des Kardinals, der viele seiner Schriften und Briefe gewidmet sind. In England ist er fast ausschließlich mit Konversation und Lektüre beschäftigt. Seine Schriften wollte er nie veröffentlichen; doch wurde schon zu seinen Lebzeiten viel unter seinem Namen publiziert, was nicht aus seiner Feder stammte. Im Jahre 1703 stirbt er, angeblich 92 Jahre alt.

4.2 Bedeutung und Werk

Saint-Évremond ist ein Mann von Welt, der fast ein Jahrhundert gelebt hat und die Salons ebenso gut kennt, wie den Hof in Frankreich, Holland und England. "Er ist ein Mann von Welt, der mit großem Müßiggang die Zeit auf angenehme Weise verbringen will; der einmal über den einen, einmal über den anderen Gegenstand schreibt, nur um sich zu amüsieren; es ist ein Schönggeist, der sich und eine Anzahl distinguierten Leute, mit denen er Umgang hat, zerstreuen will." (94)

Sein Werk zeigt weder eine thematische, noch eine stilistische Geschlossenheit, wie etwa das La Rochefoucaulds oder La Bruyères. Neben Essays finden sich Poésien, neben Banalem finden sich ausgezeichnete Analysen. In Inhalt und Stil seiner Schriften ist er sehr von der préciosité beeinflusst, die er zwar attackiert, aber von der er sich nicht ganz lösen kann, vor allem auch in einer gewissen Affektion, die man trotz der Betonung des Wertes des Natürlichen bei ihm unschwer feststellen kann.

Saint-Évremond hat nie geheiratet, doch er scheint die Frauen gut zu kennen und schätzte den Umgang mit ihnen. Sein Briefwechsel mit Mme de Mazarin und Ninon de Lenclos beweisen das.

4.3 Die Frau

Es gibt bei ihm die ideale Frau, in seiner "Idée de la femme, qui ne se

trouve point, qui ne se trouvera jamais" (95), zählt er alle ihre Eigenschaften auf: "sie ist schön und wohlgeformt; ihr Geist ist ausgebreitet, ohne allzu weit zu sein, nichts entkommt ihrem Durchdringungsvermögen; in der Konversation sagt sie nichts mit Künstelei, nichts aus Zufall; sie ist bewußt; sie ist hilfsbereit, voll von Wärme für die Interessen ihrer Freunde; in Geschäften ist sie klug und praktisch, wenn sie für sich oder ihre Freunde einen Vorteil sieht; sie haßt die Geschäftigkeit um ihrer selbst willen; sie fordert gleichzeitig unseren Respekt und unsere Neigung, sie zieht uns an und hält uns zurück; sie ist nicht unempfindlich, beherrscht jedoch ihr Herz; die Leidenschaft, die sonst immer als ein Zeichen der Verrücktheit erscheint, ist in diesem Falle der wahrhafteste Effekt unseres gesunden Verstandes; ihre Feinde sind die schlechten Kenner, ihre Freunde, die, die die Dinge gesund beurteilen können; sie ist immer die gleiche; sie ist fromm ohne Aberglauben und ohne Melancholie." Sie vereinigt fast dieselben Eigenschaften auf sich, wie die Arthénice La Bruyères; es scheint sich um einen literarischen Gemeinplatz der damaligen Zeit zu handeln. Es ist erstaunlich, vergleicht man diese Auffassung mit der Montaignes, welche Stellung die Frau im Verhältnis zum Mann und in allgemein sozialer Hinsicht inzwischen eingenommen hat. Sie soll nicht nur schön sein, sondern soll auch über eine ganze Reihe praktischer und gesellschaftlicher Fähigkeiten verfügen.

Von der préciosité hat er das Schema der Unterscheidungen übernommen, das er auf die Frauen anwendet, um sie in ihrem Verhalten gegenüber dem Mann auf sexuellem und erotischen Gebiet zu charakterisieren: "eine kokette Frau ist eine Frau, die Süßigkeiten von allen empfängt, die allen gefallen will, ohne sich zu engagieren. Eine galante Frau ist eine femme en bonheur. Eine Ausschweifende wird ihr Vergnügen an unanständigen Orten suchen, wo sie alle empfängt, die sie sehen wollen. Eine infame Frau fügt ihren Vergnügen Rafinessen und infame Stellungen hinzu. Eine Konkubine, wenn es das heute noch gibt, hält sich für eine Frau, die einen einzigen Mann sieht." (96)

4. 31 Die sexuelle Promiskuität der Frau

Saint-Évremond bringt diese Tatsache mit der geistigen und sozialen Emanzipation der Frau zusammen. Die Frau ist nicht mehr so dumm, d. h. so ungebildet wie in der guten alten Zeit; sie geht ihre eigenen Wege, auch in der Liebe. (97). Mit ihrem Individualitäts- und Partnerwert war auch die persönliche Freiheit der Frauen wesentlich größer geworden, die sich auch in der sexuellen Partnerwahl und im Wechsel dieses Partners ausdrückte.

Dazu erzählt er folgende Geschichte: "Ich kenne eine Dame, die, nachdem sie einen Liebhaber aus dem goldenen Zeitalter getroffen hatte, der sie sein

ganzes Leben lang lieben wollte, ihm antwortete, sie habe niemals mehr als 15 Tage lang geliebt, sie wolle sich für ihn jedoch bemühen, auf einen Monat zu kommen. Doch er fragte sie nicht weiter, denn er galt als ein Mann, der nicht zu leben verstand." (98). Saint-Évremond glossiert hier, indem er übertreibt, die Rolle, die jede Epoche dem Geschlechtspartner durch ihre Leitbilder zuerteilt; ihre Verschiedenheit zeigt die Relativität der Regeln auf diesem Gebiet. Erstaunlich ist nur, mit welchem Ernst diese Rollen immer wieder gespielt werden.

Bei manchen ist das jedoch sehr augenfällig: "Für einen Gutteil der Frauen zweifelt niemand an ihrer Schwäche. Alles ist ihnen recht, ob jung, ob alt, Mann von Qualität, Bürger und der Rest. Diese beehrt sogar mit ihrer Gunst den Meister und den Knecht." (99)

Er verlangt von ihnen nur Ehrlichkeit. Die Heuchlerinnen hält er für die Strafwürdigsten. "Ich stimme gar nicht darin mit ein, daß die Natürlichen ihre Schwäche vergolden, aber wenigstens zerstören sie nicht den Ruf der anderen unter dem Vorwand einer Tugend, die sie nicht haben, wie Lucie, die kein Wesen davon macht; alles vollzieht sich bei ihr reibungslos, wenn einer geht, tritt der andere ein, darauf nimmt ein dritter, noch reicherer, seinen Platz ein. Niemand findet sie schlecht, man schätzt im Gegenteil ihre Bescheidenheit." (100)

Seine Haltung dieser Tatsache gegenüber ist nicht moralisierend, er findet sie zwar bedauerlich, doch es läßt sich nun einmal nicht ändern. Diese Haltung der Toleranz zeigt sich vor allem in dem "Caractère de la Comtesse D'Olonne", dem Portrait einer Frau, die sowohl wegen ihrer Schönheit als auch wegen ihrer Liebesaffären berühmt war. Es ist eine wohlausgewogene Mischung von Komplimenten und Ermahnungen, die weniger moralischer Natur sind, sondern sich mehr gegen den Stil wenden: Umgang mit unwürdigen Personen im Bewußtsein der Abhängigkeit der Frau von ihrem Milieu. Er zeigt viel Verständnis für die Schwäche ihres Herzens und das Ganze bewegt sich auf der Ebene der galanterie. (101)

Eine wichtige Rolle gibt er in dieser Hinsicht der Erziehung. "Es ist für die Kinder ein großer Vorteil, eine tugendhafte Mutter zu haben; wenn sich diese Unordnung bei der Tochter einer anständigen Frau bemerkbar macht, scheint es, daß man sie aufhalten kann, weil sie noch nicht im Blut steckt; wenn aber schon die Mutter in dieser Hinsicht verkommen war, erfaßt das Laster die Tochter gleichsam als wäre sie sein Erbe." (102). Außer der Erziehung ist es das Beispiel und die Vererbung.

4.4 Die Sexualität als Grundlage der Beziehung der Geschlechter

Saint-Évremond zitiert in diesem Zusammenhang den Dichter des Salons, Balzac: "Es treffen kaum zwei zusammen, die nicht daran denken, einen dritten zu produzieren." (103)

Das sexuelle Gestimmtsein kennzeichnet die Beziehung der Geschlechter und man muß es bejahen, wie alles, was aus der Natur des Menschen kommt. "Es ist eine natürliche Sache zu lieben und mit den Frauen zusammen zu sein, und es wäre ein großes Vergehen gegen die Natur dort zu sein und sie nicht zu fühlen." (104). "Alles steht ihnen offen: wenn man mit ihnen spricht, hört man auf, Minister, Beamter oder Prinz zu sein. Man kehrt in den Zustand der reinen Natur zurück, schwach, scherzend, oft knabenhaft, spricht man wie die anderen Menschen. Das Herz erfrischt sich und man atmet freiere Luft." (105)

Die Tatsache, daß alles zurücktritt und gegenüber den Forderungen der Sexualität von sekundärer Bedeutung wird, bringt viele Gefahren mit sich, vor allem für den Mann. "Man soll die Frauen wie das Fieber betrachten. Der Beschäftigte, Einsame, Junge und Alte sie riskieren alles in ihrer Gegenwart - sie ziehen den einen aus der Einsamkeit, berauben den anderen des Interesses für die wichtigsten Dinge; der Alte wird lebendig in ihrer Gesellschaft, der Junge erfüllt ihre Extravaganzen, und der Weise verliert seine Tugend." (106)

Doch die Frauen müssen die Männer nicht weniger fürchten als die Männer jene. (108). Für die honnête femme sind die klugen Männer viel gefährlicher als die ausschweifenden. Ihre Verbindung, die mit Klugheit begonnen hat, endet mit Schwäche. Sie sind alle empfänglich dafür. Die, die vorgeben die Verachtendsten zu sein, sind die Sensibelsten.' (109)

4.5 Die Liebe

Saint-Évremond zeigt sich in dieser Frage ganz als Epikuräer; er faßt die Liebe vor allem als Vergnügen auf, und da man auf kein Vergnügen verzichten soll, soll man auch auf die Liebe nicht verzichten. Doch soll man mit Maß lieben und nicht unter ihr leiden, denn das wäre absurd. "Haben wir soviel Liebe, wie es nötig ist, um uns anzuregen; nicht soviel, um unsere Ruhe zu stören. Das Herz ist uns gegeben, um zu lieben, was eine annehmbare Bewegung ist, nicht um zu leiden, was ein schmerzliches Gefühl ist. (110). "Es heißt gegen die Intention der Natur angehen, wenn man aus einer Sache, aus der sie ein Vergnügen machen wollte, eine Tortur macht." (111)

Da er selbst sehr alt wurde und auch in hohem Alter noch verliebt war, setzt er sich mit diesem Problem an vielen Stellen auseinander. Ähnlich wie Montaigne kommt er zu dem Schluß, daß die Liebe, hier im Sinne von Verliebt-sein, im Alter sehr zu empfehlen sei, vor allem aus gesundheitlichen Gründen. Es ist das beste Mittel, sich des Lebens zu versichern. "Ich denke, also bin ich", ist für die Alten langweilig und kalt; ich liebe, also bin ich, ist eine lebendige und beseelte Konsequenz, durch die man das Verlangen der Jugend herbeiholt. Wir behandeln die Alten wie Verrückte, die zu lieben wagen, obwohl die größte Weisheit, die sie besitzen können, darin besteht, ihre entkräftete Natur durch verliebte Gefühle zu beleben." (112)

In seiner Schrift: "Que la dévotion est le dernier de nos amours", vertritt er die Ansicht, daß die Frömmigkeit der alten Frauen nichts anderes als die Weiterführung des Eros der Jugend in der Religion ist. Die Libido hat als letzten Gegenstand das Objekt der Religion. "Die Frömmigkeit läßt manchmal einer Alten die delikaten Gefühle, die Zärtlichkeiten des Herzens wiederfinden, die die ganz Jungen nur in der Ehe oder in einer ausgenutzten galanterie antreffen." (113). "Die verbrauchten Schönheiten, die sich Gott hingeben, denken, sie hätten alte Feuer gelöscht, die heimlich wieder aufflammen wollten; ihre Liebe hat nur das Objekt gewechselt, sie haben für ihre letzten Leiden dieselben Seufzer und dieselben Tränen bewahrt, die schon ihre alten Torturen ausgedrückt haben." (114)

Saint-Evremond zeigt sich hier ganz als Eudämonist und Pragmatiker der Liebe, es interessiert ihn nur der persönliche Lustgewinn an ihr. Sie steht in der Funktion der Nützlichkeit für das Individuum, sei es nun dadurch, daß es ihm Vergnügen bereitet, oder im Alter der Gesundheit nützt. Alles, was an ihr Unlust herbeiführt, ist zu meiden, die Folge davon ist, daß sie immer vom Verstand kontrolliert werden muß.

4.6 Der Ehebruch

Der Ehebruch der Frau und allein um diesen geht es, denn der des Mannes war schon immer mit anderen Maßstäben beurteilt worden, war kein öffentliches Verbrechen mehr, sondern in die private Sphäre versetzt worden; er ging eigentlich nur noch die beiden Beteiligten etwas an. So war es natürlich, daß er ziemlich häufig war, da ja auch die Frau eine ganz neue Freiheit in der Partnerwahl genoß. Den Männern war deshalb anzuraten, ihnen nicht die Gelegenheit dazu zu verschaffen. "Derartige Galanterien sind zu verdammen, doch die Ehemänner sind mehr zu tadeln als die Frauen. Sie sind es,

die den Frauen die Gelegenheit verschaffen". (115). Man hegt ein grundsätzliches Mißtrauen in die Natur der Frau.

Durch seine Verbreitung ist der Ehebruch sozial und moralisch nicht mehr so abgewertet, daß man nicht aus dem Ehebruch seiner Frau ein Spiel machen und sich in besonders distinguiert und kunstvoller Weise aus der Affäre ziehen könnte. Ein Ehemann, der von seiner Frau schon seit Jahren betrogen worden war, schreibt ihr einen Brief, den er allen seinen Freunden zeigt; Es sei nun lange Zeit her, daß er ihre Schwäche kenne und er wisse, daß eine Frau wie sie, jung und kräftig, Bedürfnisse habe, die ihr das Recht geben, Hilfsquellen aufzusuchen; sie solle sich dabei jedoch nicht übernehmen. Er sei der Wohlanständigkeit trotz seiner gegenteiligen Meinung verpflichtet; obwohl er gut wisse, daß die Welt lächerlich sei, wäre es besser, wenn sie sich trennen würden; selbst die Klügsten seien gezwungen, sich bei bestimmten Gelegenheiten an die Bräuche zu halten. Unsere Scheidung hindert uns jedoch nicht, unsere Liebe in gleicher Weise zu bewahren: dieselbe Zärtlichkeit, die ich immer für eine Frau empfunden habe, die ebenso liebenswert ist wie Sie, die Sie allen Vergnügen bereiten. Diese Scheidung wurde vollzogen, er ließ ihr ein beträchtliches Vermögen; sie zog sich zu einer Verwandten zurück. Seitdem betrachtete er sie als seine Geliebte, wenn er Gesellschaft bei ihr vorfand, zog er sich zurück. (116)

Doch zum Trost meint Saint-Évremond sei die sittliche Unordnung nicht so groß, wie sie im Altertum war: "Wieviele Geliebte hat Justine unter den Augen ihres Ehemannes gehabt. Aber hatte sie jemals die Stirn, sich mit einem anderen zu verheiraten wie Messalina." (117)

4.7 Die Préciosité

Obwohl er in vielem von ihnen abhängig war, gehörte Saint-Évremond zu den schärfsten Kritikern der Präziösen. Als Epikuräer verwirft er ihre kategorische Ablehnung des Sexuellen und ihre Bemühungen um eine Entsexualisierung der Beziehung der Geschlechter. (Siehe 3. 5). Da es sich bei den Präziösen meist um ältere Damen handelte, erklärt er ihre Zuwendung zum Geistigen als eine Ersatzhandlung, da sie mit ihrem Alter ihre Schönheit und damit ihre Chancen verloren hätten. "Beneiden sie nicht die Vorstellung dieser Elenden, die in den Ruinen ihrer Schönheit dem Geist Wert geben, der ihnen bleibt zum Ausgleich des Gesichtes, das sie nicht mehr haben." (118)

4.8 Zusammenfassung

In den Schriften Saint-Evremonds spiegeln sich die Beziehungen der Geschlechter über eine Zeitspanne von drei Generationen wieder. Er hat die Zeit der Salons, mit ihren Bemühungen um die Entsexualisierung bei gleichzeitiger Pflege der Erotik noch erlebt, gehört zu ihren schärfsten Kritikern und wird Zeuge eines ausgesprochenen Verfalls der Erotik in der höfischen Gesellschaft; die meisten seiner Schriften stammen wohl aus dieser letzten Periode.

Einst das brillante Zentrum der Salons, durch den sie eine Stellung erreicht hatte, wie nie zuvor, war die Frau zur Partnerin des Mannes geworden. Diese Partnerschaft brachte ihr in der höfischen Gesellschaft eine ganz neue und ungewohnte Freiheit, die sich in einer Promiskuität und in einem Verfall der Ehemoral ausdrückte. War eine Vorbedingung für die Pflege der Erotik im Salon, die durch die Entsexualisierung der Beziehung der Geschlechter erreichte Distanz gewesen, so fiel diese Distanz in der höfischen Gesellschaft weg; dieser Umstand begünstigte den Verfall der Erotik. Was blieb, war die Galanterie des Feinschmeckers und Kenners, der über die Schwächen der Frauen hinweg sah, um sie besser ausnutzen zu können.

Saint-Évremond schreibt nichts über die biologischen und physiologischen Aspekte des Sexuellen, die *préciosité* und wahrscheinlich auch der Einfluß des Puritanismus, haben auf diesem Gebiet zu einer ausgesprochenen Tabuierung geführt. Er ist in seiner Haltung epikuräisch und sieht das Sexuelle vor allem unter dem Aspekt des persönlichen Lustgewinns.

5. LA ROCHEFOUCAULD

5.1. Biographie

Am 15. September 1613 wird François VI de la Rochefoucauld in Paris geboren. Seine Erziehung wird ziemlich vernachlässigt, unter der Leitung eines Poeten soll er den "L'Astrée" gelesen haben. Im Jahre 1628, also weniger als 15 Jahre alt, heiratet er Andrée de Vivonne, mit der er 6 Kinder, 3 Töchter und 3 Söhne, hat. 1629 wird er Kommandeur eines Regiments, das seinen Namen trägt. Im Laufe seines Lebens ist er immer wieder in Verschwörungen verwickelt, in denen oft Frauen, wie die Duchesse de Chevreuse, eine führende Rolle spielen. Er schließt sich, wie Saint-Évremond, unter dem Grand Condé der Fronde an, kämpft in Frankreich und Deutschland und wird einige-male schwer verwundet. Politische Ämter, die man ihm anbietet, schlägt er aus. Im Alter ist er mit Mme de la Fayette, der Autorin des Romans "La princesse de Clève", liiert. Er stirbt im Jahre 1680 an einem Gichtanfall.

5.2 Werk und Bedeutung

La Rochefoucauld ist kein gebildeter Mann. Er ist Offizier, eine politische Figur, die immer wieder in Verschwörungen und Intrigen verwickelt war; obwohl er selbst wenig Sinn für das Politische hatte. Die Erfahrungen in der Politik haben ihn zum Skeptiker gemacht. Für ihn ist der Mensch vor allem ein Wesen, das durch einen außerordentlichen Egoismus gekennzeichnet ist, einen Egoismus, der sich in allem offenbart und auch die Grundlage des scheinbar Tugendhaften ist.

Die "Maximes", sein Hauptwerk, erscheinen erstmals im Jahre 1662. La Rochefoucauld zeigt sich in ihnen als Meister der Menschenbeobachtung und -darstellung, sowie der literarischen Form des Aphorismus; die "Maximes" fanden sehr große Verbreitung. Außerdem sind noch seine Memoiren und einige Briefe überliefert.

Er verkehrte in den Salons und hat im Gespräch mit den Präziosen zu einer Vertiefung und Verfeinerung seiner Psychologie gefunden. Auch sein Stil ist von ihnen beeinflusst. In der Frage der Beziehung der Geschlechter spricht er vor allem aus eigener Erfahrung, denn er war oft in Liebesabenteuer verstrickt, und die Enttäuschungen blieben nicht aus.

5.3 le coeur

La Rochefoucauld benützt dieses Wort ganz im Sinne von Descartes, wie

er es in seiner Schrift "Traite des passions" und in seinem "Discours de la méthode" dargelegt hat. (Siehe 6. 32)

Die Leidenschaften, oder besser gesagt Emotionen, entstehen ohne Unterbrechung im menschlichen Herzen, es läuft wie ein Prozess unabhängig von seinem Willen ab, er hat nur die Möglichkeit der Regulation. Das Herz wird mit diesen Emotionen gleichgesetzt. "Wie es in der Natur eine ewige Generation gibt, und wie der Untergang eines Dinges immer die Entstehung eines anderen Dinges bedeutet, so gibt es im menschlichen Herzen eine unentwegte Erzeugung von Leidenschaften; in der Art, daß der Untergang der einen immer die Wiederherstellung der anderen bedeutet." (119)

Diese Erzeugung der Emotionen im Herzen ist eng an die jeweiligen Bedingungen in unserem Blutkreislauf geknüpft, vor allem an die jeweilige Temperatur des Blutes; La Rochefoucauld identifiziert beide. "Alle Emotionen sind nichts anderes als die verschiedenen Grade von Wärme oder Kälte des Blutes". (120)

Diese Abhängigkeit unserer Emotionen von physiologischen Gegebenheiten, die von unserem Willen unabhängig sind, verursacht einerseits die Spontaneität, andererseits die Unsicherheit unseres Gefühlslebens, besonders in Bezug auf eine Leidenschaft, nämlich die Liebe. Im übrigen findet man bei ihm dieselben Theorien wie später bei La Bruyère.

5.4 Die Frau

Er sieht die Frau vor allem als Geschlechtswesen an; der Libido ordnen sich die Emotionen und der Verstand unter. "Man kann keine Ordnung, weder im Geist noch im Herzen der Frauen haben, wenn das Temperament nicht damit einverstanden ist." (121). Das französische Wort "tempérament" entspricht in etwa dem im vorwissenschaftlichen Sinn, was man unter dem Wort "Libido" im wissenschaftlichen Sinne meint. (122)

Diese Allgegenwart der Libido zeigt sich in der unentwegten Koketterie der Frau, die er überall aufspürt. "Die Frauen können ihre Koketterie weniger überwinden als ihre Leidenschaft." (123). Sie ist ihnen so selbstverständlich, daß sie ihnen gar nicht mehr bewußt wird. "Die Frauen kennen all ihre Koketterie nicht" (124). Alles steht im Dienst der Koketterie; "Die meisten Frauen beweinen den Tod ihres Geliebten nicht so sehr, weil sie ihn geliebt haben, sondern um noch liebenswerter zu erscheinen." (124)

Wenn man Tugend, gemeint ist hier vor allem die Tugend der Keuschheit, bei einer Frau vorfindet, so ist sie ihrer mindestens überdrüssig. (125); meist handelt

es sich sogar um die Kehrseite eines Lasters oder kommt aus einem Unvermögen zu gefallen. Sie ist vor allem auch von der Libido abhängig, die ja individuell sehr verschieden ist. (tempérament) "Die Eitelkeit, die Scham und vor allem das Temperament machen den Wert des Mannes und die Keuschheit der Frau aus, derentwegen man so viel Lärm macht." (126). Oft ist es nur die Angst vor den Folgen, die die Tugend ausmacht. "Die Keuschheit der Frauen ist die Liebe ihres Rufes und ihrer Sicherheit." (127). So ist die Keuschheit ein Abbild all unserer anderen Tugenden. "Man kann von all unserer Tugend sagen, was ein italienischer Dichter von der Ehrsamkeit der Frauen gesagt hat, nämlich daß sie oft nichts anderes ist als die Kunst, ehrsam zu scheinen." (128)

Das Gefühl ist bei der Frau vorherrschend, und ihr Verstand steht im Dienst ihrer Emotionen, doch sie sind sich ihrer, vor allem der Liebe, keineswegs so sicher, wie das so viele behaupten; es ist oft viel anderes dazwischen, was den eigentlichen Grund ausmacht. (129). In ihrer sexuellen Partnerwahl ist die Frau weniger von einer echten Leidenschaft, als von einer augenblicklichen Schwäche und Laune bestimmt. "Die meisten Frauen geben sich mehr aus Schwäche als aus Leidenschaft hin." (130)

5.5 Die Liebe

Wohl das Originellste, was La Rochefoucauld in diesem Zusammenhang geschrieben hat, ist eine Art von "Philosophie der Liebe." Er sagt selbst, es sei schwer, die Liebe zu definieren und fährt fort: "... alles, was man über die Liebe sagen kann, ist, daß sie in der Seele nichts anderes ist als die Leidenschaft zu herrschen, im Geiste eine Sympathie, im Körper nichts anderes als die heimliche und delikate Begierde, das, was man liebt, zu genießen nach viel Geheimnis." (131).

Die Liebe findet sich also auf allen drei Ebenen unserer menschlichen Natur, auf der Ebene des Körpers als Libido, auf der des Geistes als wohlwollendes Verstehen des anderen, auf der der Seele als Leidenschaft. Als solche entsteht sie in unserem Herzen und tritt nie in reiner Form zu Tage; wenn sie uns bewußt wird, ist sie immer schon mit anderen Leidenschaften vermischt. "Es gibt keine reine und mit unseren anderen Emotionen unvermischte Liebe, als die, die auf dem Grunde unseres Herzens verborgen ist, und die wir selbst nicht kennen." (132)

Um ihre Unabhängigkeit von unserem Willen zu demonstrieren und zu zeigen, daß sie ohne unseren Einfluß abläuft, wie ein Prozess, vergleicht er sie mit dem Fieber. "Der beste Vergleich, den man mit der Liebe machen kann, ist

der mit dem Fieber: wir haben nicht mehr Macht über das eine wie das andere, weder der Stärke noch der Dauer nach." (133)

In einem Kapitel, in dem er die einzelnen Krankheiten aufzählt, die von den verschiedenen Leidenschaften verursacht werden, schreibt er, daß die Liebe und sie allein, mehr Übel bewirkt als alle anderen Leidenschaften zusammen und niemand kann sie alle aufzählen, aber, da sie auch die größten Güter im Leben schafft, sollte man eher schweigen als schlecht über sie reden; man soll sie fürchten und immer respektieren. (134)

Um die Entwicklung der Liebe als gelebte emotionale Beziehung näher zu charakterisieren, gebraucht er zwei Bilder, das eine ist das Leben, das andere das Meer.

In dem Bild vom Leben setzt er die einzelnen Stufen der Liebe mit denen des Einzellebens gleich: "Die Liebe ist ein Abbild unseres Lebens; das eine und das andere sind Gegenstände derselben Revolutionen und Wechselfälle. Die Jugend ist voll Hoffnung; man findet sich glücklich, jung zu sein, wie man sich glücklich findet, zu lieben. Man ist nicht damit zufrieden, stehen zu bleiben, man will Fortschritte machen. Alle Leidenschaften sind befriedigt, man sieht nicht voraus, daß man aufhören könnte, glücklich zu sein. Das dauert nicht lange, man kann die Anmut der Neuheit nicht lange bewahren, wir gewöhnen uns daran; das Leben und die Liebe werden ein Teil unserer selbst; wir haben Angst, sie zu verlieren, doch sind wir andererseits nicht mehr so darauf bedacht, sie zu behalten; die Freude ist nicht mehr so lebendig, und man sucht anderswo. Die Unbeständigkeit ist ein Effekt der Zeit, der in der Liebe und im Leben gilt; sie nimmt ihr täglich die Jugend und Freude und zerstört das Schönste an ihr; die Liebe besteht nicht mehr in sich selbst; sie sucht fremde Hilfe. Im Alter lebt man nur mehr für die Übel, nicht mehr für die Freuden; Eifersucht, Mißtrauen, die Angst nachzulassen, die Furcht, verlassen zu werden, sind die Übel, die sich der alten Liebe zugesellen, wie die Krankheit nach einem langen Leben; man fühlt nicht mehr, daß man liebt, außer durch die Leiden der Liebe, wie man nicht mehr fühlt, daß man lebt, außer dadurch, daß man krank ist. Von allen Altersschwächen sind die der Liebe am unerträglichsten." (135)

Wohl der eindrucksvollste Vergleich ist der mit dem Meer: "Beide sind unbeständig und untreu; ihre Übel und ihre guten Seiten sind zahllos, das Steuern ist tausend Gefahren ausgesetzt; die Stürme und Klippen sind immer zu fürchten, oft erleidet man Schiffbruch im Hafen." (136). Er vergleicht im folgenden eine entkräftete Liebe, die verbraucht ist, mit einer Schiffsreise, wo man das Land schon sieht, aber nicht genügend Wind hat, es zu erreichen - man ist

den Unbotmäßigkeiten des Wetters ausgesetzt; die Krankheiten und die Mattigkeit behindern das Handeln; Wasser und Lebensmittel schmecken nach nichts mehr oder wechseln den Geschmack, man hat vergebens nach fremder Hilfe gesucht, man versucht zu fischen, man fängt einige Fische, um daraus Nahrung zu gewinnen, man ist allem überdrüssig, was man sieht, man hat immer dieselben Gedanken, man ist immer gelangweilt; man lebt noch, doch man bedauert es; man wartet auf Wünsche, um aus dem peniblen und ermattenden Zustand herauszukommen, doch man bringt es nur auf schwache und nutzlose.

Dieser Vergleich und diese Beschreibung der Liebe muten fast modern an und erinnern an die Analysen der Existenzphilosophen. Wie Sartre seinen zentralen Begriff des Ekels (nausée) aus einer Analyse des menschlichen Gegenwartserlebnisses gewinnt, schildert La Rochefoucauld die unsäglich Langeweile der sterbenden Liebe in ihrer unerträglichen Gegenwartigkeit.

5.6 Zusammenfassung

La Rochefoucauld ist in seiner Auffassung von der physiologischen Bedingtheit der Emotionen offensichtlich ganz von Descartes abhängig. Sie entstehen im Herzen, bedingt durch die verschiedenen Temperaturzustände des Blutes, ja sie sind sogar mit ihnen identisch. Diese direkte Abhängigkeit von physiologischen Gegebenheiten bewirkt, daß die Emotionen und unter ihnen auch die Liebe unabhängig von unserem Willen entstehen und unbeeinflussbar, wie ein Prozess, ablaufen.

Auch La Rochefoucauld steht ganz unter dem Eindruck der Tabuierung des Sexuellen; er bleibt auf der Ebene des Psychologischen. Die Frau wird für ihn von ihren Gefühlen und noch mehr von ihrem tempérament, d. h. von ihrer Libido beherrscht und ihre Tugend ist meistens nur Schein. Die Liebe ist für ihn umfassend und uferlos.

6. LA BRUYÈRE

6.1 Biographie

Jean de la Bruyère wurde am 17. August 1645, wahrscheinlich einen Tag nach seiner Geburt, in einer Kirche der Pariser Innenstadt getauft. Er stammte aus dem Pariser Bürgertum.

Nach einer Erziehung bei den Oratorianern, die gute Hellenisten waren und außerdem Descartes bewunderten, studierte er an der Universität Orléans Zivil- und Kirchenrecht und promovierte mit 20 Jahren. Im Jahre 1673 kaufte er, wie damals üblich, das Amt des Schatzmeisters in Caën und bezog eine monatliche Rente, obwohl er nur einmal, nämlich zur Erfüllung seiner Formalitäten, in dieser Stadt weilte.

Durch Vermittlung seines Freundes Bossuet wird er im Jahre 1684 zum Erzieher des Enkels des Herzogs von Bourbon, des Grand Condé, berufen. Dadurch wird ihm Gelegenheit gegeben, die höfische Gesellschaft kennenzulernen. Im März 1688 erscheint sein Hauptwerk: "Les Caractères de Théophrast, traduits du grec. Avec des Caractères ou les mœurs de ce siècle." Im Jahre 1693 wird er nach zwei vergeblichen Anläufen, vor allem durch die Unterstützung von Racine, Boileau und Bossuet, Mitglied der Académie française. Er stirbt am 11. Mai 1696 im Alter von 50 Jahren an den Folgen eines Schlaganfalls.

6.2 Bedeutung und Werk

Durch die Veröffentlichung seiner "Caractères" war La Bruyère mit einem Schlag berühmt geworden. In weniger als zwei Jahren erlebte es 5 Auflagen. Im 18. Jahrhundert wurde es 42 mal aufgelegt, im 19. zehnmal. Bis 1827 gab es 50 Imitationen.

La Bruyère bildet in jeder Hinsicht den Abschluß der französischen Moralistik im 17. Jahrhundert. Er ist nicht nur ihr bester Stilist, auch seine Psychologie ist ausgearbeiteter und feiner als die der anderen. Neu tritt bei ihm ein sozialkritischer Aspekt hinzu, der schon die Aufklärung ankündigt.

In seinen "Caractères" streift er alle Bereiche des Lebens, unter anderem auch den der Beziehung der Geschlechter vor allem in den Kapiteln "Des femmes" und "Du coeur". Er behandelt dieses Thema vor allem unter einem psychologischen und moralischen Aspekt. Auch er geht auf biologische Fragen nicht direkt ein.

6.3 le coeur

Dieses Wort spielt im Zusammenhang mit unserem Thema eine außerordentliche Rolle. Was mit dem Wort "coeur" in der französischen Philosophie und Literatur des 17. Jahrhunderts gemeint ist, muß eine eigene Untersuchung zeigen. Wenn wir zu analysieren versuchen, was La Bruyère mit dem Wort "coeur" bezeichnet, so sind hier zwei Autoren des 17. Jahrhunderts in Frankreich sehr wichtig, nämlich Descartes und Pascal.

Die Bedeutung des Wortes "coeur" ist in stärkerem Maße, als man es zunächst vermuten würde, von den Ergebnissen der medizinischen Forschung abhängig, vor allem von dem Fortgang dieser Wissenschaft auf dem Gebiet der Theorie des Blutkreislaufs.

6.31 Bekanntlich hatte William Harvey (1578 - 1657) im Jahre 1628 eine vollständige Theorie des Blutkreislaufs vorgelegt und war dabei zu folgenden Thesen gekommen.

1. Das Zusammenziehen, nicht die Erweiterung des Herzens, fällt mit dem Puls zusammen.
2. Der Puls wird nicht durch die Arterien selbst, sondern durch das Blut verursacht, das die Arterien füllt und so erweitert.
3. Es gibt keine Poren im Septum, sodaß das Blut über die Lungen in das linke Herz und von dort in die Körperarterien geht. (Serveto, Colombo)
4. Das Blut in den Arterien und in den Venen ist dasselbe. (Serveto)
5. Die Aktion des rechten und linken Ventrikels ist dieselbe, es wird Flüssigkeit bewegt und nicht Luft. Das lufthaltige Blut ist auch Blut.
6. Das Blut kehrt wieder in den venösen Strom zurück und wird nicht ganz verbraucht.
7. In den Venen gibt es keine Pendelbewegung, sondern nur eine Bewegung von der Peripherie zum Herzen.
8. Der dynamische Ausgangspunkt des Blutkreislaufs ist nicht die Leber, sondern das Herz. (137)

Harvey vertritt auch die Auffassung, daß der Mensch ein Mikrokosmos ist und das Herz die Sonne der kleinen Welt darstelle.

6.32 René Descartes (1596 - 1650) ist neben der Physik und Mathematik auch sehr an der Anatomie und Physiologie interessiert. Wie er in seinem "Discours de la methode" berichtet, hat er selbst Sektionen an Tieren vorgenommen und kannte auch die Theorie des Blutkreislaufs von Harvey (138). Er schildert in seinem Werk auch seine eigene Theorie des Blutkreislaufs, die er mit einer Theorie der Entstehung von Bewegungen und Empfindungen verknüpft, mit wesentlichen Abweichungen von Harvey. (139). Man kann seine Theorien in diesem Zusammenhang in folgenden Sätzen zusammenfassen:

1. Das Herz ist der Ort der größten Wärme im Körper, es befindet sich dort ein Feuer. (stoisch)
2. Diese Wärme ist der Motor des Blutkreislaufs und dadurch indirekt aller Bewegungen.
3. Durch die Erwärmung des Blutes und der daraus resultierenden Sublimierung, trägt das Herz entscheidend an der Produktion der Lebensgeister bei. (140)
4. Es ist die Quelle der Emotionen, eben durch den entscheidenden Anteil an der Erzeugung der Lebensgeister, die durch ihre Einwirkung auf die Seele die Emotionen hervorrufen. (141)
5. Es ist der Ort, wo die Emotionen gefühlt werden.

Descartes unterscheidet sechs Grundemotionen: Bewunderung, Liebe, Haß, Verlangen, Freude, Trauer. Ihre Entstehung ist wesentlich durch Vorgänge im Blutkreislauf und im Herzen mitbestimmt, die bei jeder Emotion variieren, was vor allem durch die Beteiligung verschiedener Organe, wie Leber, Milz, Magen, Galle, die durch ihre Säfte gewisse Mischungen im Blute hervorbringen, bedingt wird.

6.33 Blaise Pascal (1623 - 1662) befindet sich, wenn er vom Herzen spricht, sofort auf der philosophischen und psychologischen Ebene, anatomische und physiologische Studien hat er nie betrieben, sie sind zur Untermauerung seiner Thesen, wie bei Descartes, nicht anzutreffen. Pascal steht mehr in der Tradition des Neuplatonismus, also eines Augustinus und der Neuplatoniker der Renaissance, die an Descartes vorbeigeht.

Es stellt die Bedeutungen des Wortes "coeur" zunächst dem gegenüber, was er unter "raison" versteht, sie finden sich auf vier verschiedenen Ebenen. (142)

1. Auf der Ebene der allgemeinen Erfahrung des täglichen Lebens bedeutet "coeur" das spontane und unmittelbare Erfassen der äußeren Realität und dieses Erfassen gibt Sicherheit.

Auf der Ebene der Geometrie vermittelt es das unmittelbare Erkennen der Prinzipien, obwohl diese Prinzipien nicht bewiesen werden können, ist die Sicherheit der Erkenntnis legitim.

Auf der Ebene der Moral garantiert das Herz das unmittelbare und spontane Erfassen der Werte, obwohl dieses Erfassen verdunkelt und verdorben sein kann.

Auf der höchsten Ebene, nämlich der der Religion, vermittelt das Herz ein liebendes Erfassen Gottes, das gegen die Anfechtungen des Skeptizismus immun ist.

Man kann also sagen, daß das Herz auf jeder dieser Ebenen die Funktion des Spontanen und Unmittelbaren hat, es ist immer vor dem Verstand da und gibt dem Menschen vor dessen Eingreifen schon Evidenz und Sicherheit. Das Herz ist also eine Art intellektueller Instinkt, der im innersten Wesen des Menschen wurzelt. (143)

34 Versucht man die Bedeutungen des Wortes "coeur" bei La Bruyère zu analysieren, was bei einem Nichtphilosophen, der noch dazu in Aphorismen schreibt, ziemlich schwierig ist, so stellt sich heraus, daß er in dieser Hinsicht sehr in der Tradition von Descartes steht. Das ist nicht verwunderlich, denn vorher wurde er schon von den Oratorianern mit dem cartesianischen Denken vertraut gemacht und außerdem ist das ganze Denken des 17. Jahrhunderts vom Rationalismus geprägt als dessen Begründer ja Descartes anzusprechen ist.

Man kann sagen, daß das Herz bei La Bruyère:

Der Ort ist, wo die Emotionen entstehen, sich befinden und von dem sie ihren Ausgang nehmen.

Der Ort ist, wo sie subjektiv vom einzelnen empfunden und gefühlt werden.

Unter diesen Emotionen sind vor allem solche wie Zuneigung, Sympathie, Liebe gemeint, also kommunikative Emotionen, deren Charakteristikum darin besteht, daß sie auf den anderen gerichtet sind, also einen intentionalen Charakter haben. Deshalb wird das Wort "Herz" öfters synonym für "Liebe" gebraucht. La Bruyère spricht auch von einer "route du coeur" (144). Dadurch, daß immer neue Emotionen in unserem Herzen entstehen, unabhängig von unserem Willen, kommt dem Herz eine gewisse Selbständigkeit zu; es geht seinen eigenen Weg.

Das Herz wird dem Verstand gegenübergestellt und hat im Gegensatz zu ihm die Fähigkeit, auch gegensätzliche Dinge zu verbinden und unverträgliche an-

zunehmen. (145). Das kommt ihm deshalb zu, weil es zu gleicher Zeit gegensätzliche Gefühle in Bezug auf ein Objekt, eine Person oder eine Sache, entwickeln kann und trotzdem die Einheit der affektiven Beziehung gewahrt bleibt im Hinblick auf dieses eine Objekt. Unsere meisten Emotionen sind ja ambivalent. Der Verstand hingegen muß sich entscheiden; er kann nicht dasselbe zugleich als richtig und falsch anerkennen.

Auf der moralischen Ebene entstehen die Laster aus einer "dépravation du coeur" (146); werden die Emotionen unter dem Einfluß des Willens in eine falsche Richtung gebracht, so resultieren daraus die Laster.

Im Gegensatz zu Pascal ist La Bruyère nicht der Ansicht, daß der Herz direkt und mit Sicherheit die moralischen Prinzipien erfaßt, denn, obwohl er den Frauen eine weit größere Sicherheit und Spontaneität im Gefühlsleben zugesteht, sagt er von ihnen: "Der größte Teil der Frauen hat kaum Prinzipien; sie lassen sich von ihrem Herzen führen und hängen in ihren Sitten von denen ab, die sie lieben." (147). Es ist also kein intellektueller Instinkt. Beim Mann hat das Wort "coeur" die Bedeutung von Mut, Tugend.

6.4 Die Frau

Wie bei Saint-Évremond, der wie La Bruyère Junggeselle war, gibt es die ideale Frau, die er im Portrait seiner Arthénice vorstellt. Sie besitzt fast dieselben Eigenschaften, wie die bei Saint-Évremond zitierten. (siehe 4.3). Man hat versucht, in seinem Leben eine solche Frau zu entdecken, doch es ist erfolglos geblieben.

Diese Frau hat er im wirklichen Leben verständlicherweise nicht gefunden und er benützt das Instrumentarium der Präzisen, um zu unterscheiden, was ihm alles an Frauen begegnet. Kriterium ist das sexuelle und erotische Verhalten zum Mann, wie bei Saint-Évremond; er findet, die femme galante, kokette, faible, inconstante, légère, volage, indifférente, infidèle, perfide, insensible. Alle diese Bezeichnungen tragen einen negativen Charakter.

"Die Frauen sind in unseren Tagen entweder von einer falschen Frömmigkeit oder kokett, dem Spiel verfallen oder ehrgeizig, einige sogar alles zusammen; der Geschmack an der Gunst, am Spiel, an den Liebhabern, an den directeurs des dames, hat den Platz dafür eingenommen und sie verteidigen ihn gegen Liebe und Geist. (148)

6.41 Die Erziehung der Frauen und die Schrift: "De l'éducation des filles" von Fénelon.

Im 17. Jahrhundert entspinnt sich eine große Polemik um das Problem der weiblichen Erziehung, das sich mit der beginnenden Emanzipation der Frau ganz neu stellt. Hatten die liberalsten Denker des 16. Jahrhunderts, also vor allem die Humanisten, wie Erasmus und Louis Vivès, nur an die Erziehung einer Elite gedacht und waren damit nicht durchgedrungen, so dachte man jetzt an eine Erziehung der Frau auf viel breiterer Basis. (149). Vor allem der Feminismus forderte eine Verbesserung. Hemmungslose Feministinnen waren die Präziosen, doch gab es auch Männer, die man als Feministen bezeichnete. Die Forderungen waren verständlich, denn die Frau hatte zwar die Stellung der Partnerin des Mannes erreicht, doch sie hatte nicht das bildungsmäßige und intellektuelle Niveau, diese Partnerschaft, mit ihren Anforderungen an die Persönlichkeit auch zu verwirklichen; sie war diesen nicht gewachsen.

Die bekanntesten Köpfe des ausgehenden Jahrhunderts beteiligten sich an dieser Polemik, so auch Bossuet, Molière, Boileau, La Bruyère und Fénelon, der Fürstbischof von Cambray. Sie alle vertreten in mehr oder weniger scharfer Form den konservativen Standpunkt.

Der Interessanteste dieser Gruppe in diesem Zusammenhang ist wohl Fénelon mit seinem Werk: "De l'éducation des filles". Es handelt sich um seine erste Schrift, die er, obwohl erst im Jahre 1719 veröffentlicht, schon 1681 auf Wunsch der duchesse de Beauvilliers verfaßt hatte, da diese einen Leitfaden für die Erziehung ihrer Kinder wünschte. Es wurde ein grundlegendes Werk auf seinem Gebiet, das in sehr vielen Familien verbreitet war, und auch von denen, die später über das Thema der Erziehung der Frauen schrieben, häufig konsultiert wurde. Fénelon gibt in seinem Buch eine Darstellung des Problems in literarischer, unakademischer Form; er zeigt die Voraussetzungen und das Ziel der Erziehung und gibt eine Methode an.

Die Erziehung des Menschen, also auch die der Frau, ist durch zwei Gegebenheiten begrenzt und bestimmt; einerseits durch die körperlich - seelische Konstitution des Menschen und andererseits durch das Ziel der Erziehung. Die Methode der Erziehung hat sich diesen Gegebenheiten anzupassen.

In der Frage der körperlich - seelischen Konstitution benützt Fénelon die Ergebnisse der Anatomie und Embryologie seines Jahrhunderts und schließt von anatomischen Eigenschaften der Organe direkt auf die Psychologie. Seine Aussagen auf diesem Gebiet gelten für die Kinder beiderlei Geschlechts. "Die Substanz ihres Gehirns ist weich, sie wird von Tag zu Tag härter;

sie haben nichts im Geist, alles ist ihnen neu. (Theorie von der tabula rasa des Aristoteles) Diese Weichheit des Gehirns hat zur Folge, daß sich alles leicht eindrückt, die Überraschung der Neuheit macht, daß sie leicht bewundern und ziemlich neugierig sind. Es ist auch wahr, daß diese Feuchtigkeit und Weichheit des Gehirns sich einer großen Wärme hinzufügt und ihm eine leichte und kontinuierliche Bewegung verleiht; daher kommt die Lebhaftigkeit der Kinder, die mit ihrem Geist kein Objekt festhalten können, wie ihren Körper an keinem Ort." (150). "Erst wenn das Gehirn mehr Konsistenz hat, wird das Kind beginnen, selbst zu denken und zu schließen." (151)

Eine These, die in all den Überlegungen, die die Erziehung betreffen eine wichtige Rolle spielt und die er aus der christlichen Tradition übernimmt, ist die vom Vorrang der Seele vor dem Körper. Sie verhält sich zu ihm, wie der Reiter zum Pferd. Ein schlechter Reiter läßt sich von seinem Pferd ins Unbestimmte führen. (152)

Die Frau, die qualitativ über dieselben körperlichen und geistigen Voraussetzungen verfügt wie der Mann, ist quantitativ nicht so gut weggekommen. "Ihr Körper und ihr Geist sind weniger robust als die der Männer (153); "sie haben einen schwächeren und neugierigeren Geist als die Männer... sie sollten deshalb weder einen Staat leiten, noch Krieg führen, noch in den sakralen Dienst treten." (154)

Einige ihrer Schwächen und Fehler: sie sind weich, sie sind schüchtern und voll falscher Scham, was oft nur eine Vortäuschung ist, sie weinen gerne, neigen zarten Freundschaften und kleinen Eifersüchteleien zu, sie sind geschäftig, reagieren stark auf Komplimente und Schmeicheleien, sie fürchten sich unbegründet, sie sind eitel; sie halten Redegewandtheit und Einbildungskraft für Geist, sie lieben das Künstliche, sie gebrauchen lange Umwege, um an ihr Ziel zu kommen; sie schätzen die Finesse; sie schrecken vor keinem Mittel zurück, um ihr Ziel zu erreichen; ihre Leidenschaften sind stark und ihre Kenntnisse beschränkt. (155)

Besonders negativ beurteilt er ihren esprit de finesse, den andere durchaus positiv sehen und den Pascal näher definierte; indem er ihn dem esprit de géométrie gegenüberstellte. (156). Doch bei Fénelon kommt er "... aus einem niedrigen Herzen und einem kleinen Geist." (157)

Das Ziel der weiblichen Erziehung ist zunächst ein praktisches, denn sie hat die Frau vor allem auf ihre spätere Rolle als Ehefrau, also als Partnerin des Mannes und als Mutter, also Erzieherin ihrer eigenen Kinder vorzubereiten. Dazu kommen noch die besonderen Aufgaben des Haushalts. Überlagert wird dieses

praktische Ziel von der christlich-religiösen Bestimmung des Menschen, die sich wiederum zweifach darstellt: subjektiv und objektiv. Subjektiv soll die Frau als Christin leben denn "die Frauen machen die Hälfte der menschlichen Art aus, die von Christus erlöst wurde" (158) und objektiv stellt die Frau die Hüterin des Christlichen in der Familie und somit des Staates dar und zwar vor allem durch ihren Einfluß auf den Mann. "Die Welt ist kein Phantom, sondern die Gesamtheit der Familien." (159). Es kommt ihr also eine eminente Kulturaufgabe zu.

Worin besteht ihre Aufgabe? "Ihre Aufgaben: einen Haushalt regeln, einen Gatten glücklich machen und die Kinder gut erziehen." (160). "Sie sind mit der Erziehung der Kinder betraut, der Jungen bis zu einem bestimmten Alter, der Mädchen bis zum Heiratsalter oder bis sie ins Kloster eintritt, die Führung der Domestiken, die Überwachung deren Sitten, die Kontrolle der Ausgaben und des Haushalts." (161)

Er vertritt die Ansicht, daß man den Mädchen nicht mehr beibringen soll, als sie später für ihre Aufgaben benötigen. "Das Wissen der Frauen soll sich, wie das der Männer, darauf beschränken, sich in Beziehung auf die Funktionen zu instruieren; die Unterschiede ihrer Aufgaben soll denen ihrer Studien gleichgesetzt werden." (162).

An einer anderen Stelle formuliert er es noch allgemeiner: "Haltet ihren Geist, so gut ihr es nur vermögt, in den allgemeinen Grenzen, bringt ihnen bei, daß sie für ihre Wissenschaft eine fast ebenso delikate Scham brauchen, wie die, die ihnen die Abscheu vor dem Laster eingibt." (163)

Neben dem Einfluß auf die Kinder und dem Auftrag der eigenen Vervollkommenung, ist es vor allem die Wirkung auf den Mann, die zu beachten ist und die bei der Erziehung der Frau eine große Rolle spielen soll. Diese Wirkung wird von Fénelon als sehr stark angesehen, und man darf die Angst vor dem schlechten Einfluß der Frau auf den Mann nicht oberflächlich sehen; es ist nicht so sehr der Mann als Individuum gemeint, sondern in seiner Eigenschaft als Träger und Garant sachlicher Zusammenhänge, sei es nun Gesellschaft, Staat oder Kirche. Wird er durch schlecht erzogene und lasterhafte Frauen in Unordnung gebracht, so sind diese Institutionen in Frage gestellt und damit alles menschlich Relevante überhaupt.

"Die schlechte Erziehung der Frauen verursacht mehr Übel als die der Männer, denn die Unordnungen der Männer resultieren oft aus der schlechten Erziehung, die sie von ihrer Mutter empfangen haben und den Leidenschaften anderer Frauen, die sie in einem späteren Alter beeinflußt haben." (164)

In der Methode der Erziehung fordert er zunächst auf Grund der anatomischen Gegebenheit und den für ihn daraus folgenden Konsequenzen psychologischer Art, daß die Erziehung schon in frühester Jugend beginnen soll. Die Eindrücke dieser Zeit sind sehr entscheidend für das spätere Leben. "Man muß deshalb mit den Bildern, die man eingraviert, sehr vorsichtig sein, sie wirken das ganze Leben." (165). Er kritisiert deshalb vor allem die Gebräuche der Oberschicht, die ihre Neugeborenen in die Obhut der Ammen auf dem Lande gab und die Kinder später Erzieherinnen anvertrauten. "Die Erziehung muß schon in der frühesten Jugend beginnen, wo man sie gemeinhin indiskreten und unordentlichen Frauen anvertraut, zu einem Zeitpunkt, wo sich die tiefsten Eindrücke etablieren, in den Jahren, die zum Rest des Lebens in einer sehr wichtigen Beziehung stehen." (166)

Auf die körperliche Erziehung legt er großen Wert. "Man soll sich um ihre Gesundheit sorgen und ihnen Speisen geben, die das Blut besänftigen, außerdem das Leben ordnen; regelmäßige Ernährung usw." (167)

Sie, die Mädchen, sollen immer beschäftigt sein und vor allem nicht zu lange schlafen: "Dieser lange Schlaf dient zu nichts anderem als sie noch weicher zu machen, noch empfindlicher, noch mehr den Stürmen des Körpers ausgesetzt, anstelle eines Schlafes von mittlerer Dauer, der von einer geregelten Übung begleitet ist und der ohne Zweifel die wahre Perfektion des Körpers ausmacht; ohne die Vorteile zu erwähnen, die der Geist daraus zieht." (168)

"Man soll ihre Organe stärken... alles vermeiden, was die Leidenschaften entfachen kann." (169)

Entsprechend der These, daß der Körper nach der Seele rangiert, soll man die Kinder so erziehen, daß sie den Körper verachten und die Seele schätzen. (170)

Für die geistige Erziehung findet man bei den Frauen genügend Bereitschaft, so viel, daß es schon wieder eine Gefahr bedeutet. "Die Frauen sind für geistigen Schmuck viel anfälliger als für körperlichen." (171)

Er vertraut, dem Geist seines Jahrhunderts entsprechend, auf die ratio des Menschen, auch bei der Frau. "Man darf nur auf eine Eigenschaft zählen, auf das gute und gesunde Urteil." (172). Deshalb soll man ihnen auch eine rationale Neugierde geben. "Gibt man ihnen keine rationale Neugierde, so werden sie eine ungeordnete haben, wenn man ihren Geist nicht nach der wahren Klugheit formt, werden sie die falsche besitzen, nämlich die finesse." (173). "Man soll sie besser Latein lehren, die Sprache der Kirche, als italienisch oder spanisch, mit deren Hilfe sie nur oberflächliche Romane lesen." (174)

"Übertriebene Einschätzung von Äußerlichkeiten im Benehmen und in der Höflichkeit sind ein Zeichen von wenig Geist, man muß es den Mädchen deshalb schon früh beibringen bei den Menschen auf das Wesentliche zu achten." (175)

In der moralischen Erziehung soll man die Mädchen über das Gute und Böse aufklären (176) und ihnen das Elend zeigen, das aus den Leidenschaften erwächst. (177). Es ist wichtig, sie von schlechten Menschen fernzuhalten, weil sie die Sitten der Menschen lieben, die sie lieben. (178)

Unter den allgemeinen Richtlinien, die er für die Erziehung angibt, ist am wichtigsten der Hinweis auf das Beispiel der Eltern. "Was für ein schreckliches Beispiel gibt eine Mutter, die spielt, indezente Konversation treibt und zur Komödie geht." (179)

Man soll nicht streng sein, sonst verschließt sich ihr Herz und sie verlieren das Vertrauen. (180). Vor allem soll man auch eigene Fehler erkennen und ausschalten, um nicht beim Kind den Geist der Bosheit und der Kritik zu züchten. (181)

Die Erziehung soll auch nicht zu trocken sein, und man soll sie, wie bei den Alten, mit Spielen und Musik auflockern. (182). Doch andererseits muß man mit der Musik, dem Tanz und der Poesie sehr vorsichtig sein: eine zu weiche und feminine Musik bedeutet eine Gefahr für den Staat, deshalb wurde sie von den Spartanern abgelehnt und von Platon verboten, (183). Jedoch soll man sich hüten, die ganze Langeweile in das Studium und das ganze Vergnügen in die Zerstreuungen zu verlegen. (184). Furcht, Züchtigung und öffentliche Zurechtweisung sollen die letzten Mittel sein. (185)

Vor allem soll man nicht die Mädchen mit den Jungen zusammenbringen. (186). Sie wurden auch in verschiedenen Schulen erzogen, deren Entfernung genau vorgeschrieben war. (187). Zu wilde Spiele, die die Leidenschaften erweckten soll man nicht dulden. (188)

Aus dem Ziel und der Methode der Erziehung der Mädchen, wie sie Fénelon angibt, lassen sich zwei Ansichten oder besser gesagt, Vorurteile, ablesen, die für die konservative Richtung und damit für das ganze Jahrhundert bezeichnend sind, das eine ist das grundsätzliche Mißtrauen in die Natur der Frau und das andere besteht darin, daß die Frau nicht als Individuum betrachtet wird, außer im religiösen Sinne, ihre Erziehung also immer einem anderen Zweck dient, nie ihr selbst. Die subjektive Seite und Aufgabe der Erziehung, nämlich die Entfaltung der Persönlichkeit, die Bereicherung der

Selbsterfahrung, die Freude am Wissen, wird bei der Frau nicht gesehen. Die Frau soll erzogen werden, weil sie Ehefrau und Mutter sein wird, weil sie einen großen Einfluß auf den Mann hat und selbst später erziehen muß.

Eine Ausnahme bildet in dieser Hinsicht der Cartesianer, Konvertit und protestantische Pfarrer Poulain de la Barre, der zwischen 1673 und 1675 drei Bücher veröffentlicht, die sich der Erziehung der Frauen widmen. Er wendet sich gegen die Theorie von der Ungleichheit der Geschlechter und sieht es als seine Aufgabe an, die Menge von dieser Meinung zu befreien. Auch er spricht von der Anatomie des Gehirns und meint, die Frau sei dem Manne anatomisch gleichwertig. Er weist auf die schnelle Auffassungsgabe der Mädchen hin und hält sie durchaus für das Studium geeignet. Von den Wissenschaften empfiehlt er ihnen vor allem die Medizin, die Geschichte und die Philosophie. Er will jedoch keine gelehrten Frauen. Das Wissen würde die Seelen befrieden und den Männern und Frauen sicher auch in der Ehe zu Gute kommen. Mit einer gewissen Naivität schlägt er vor, den Frauen auch Staats- und Kirchenämter zu überlassen und sie zu Richtern und Generälen zu machen. Wegen dieser Übertreibungen nahmen ihn auch die Frauen nicht ganz ernst. Die Freigeister des 18. Jahrhunderts sehen in ihm einen Vorläufer. (189)

La Bruyère meint, daß die Erziehung den Menschen nicht ändert, sie gibt ihm weder ein anderes Herz, noch ein anderes Gemüt, trotzdem sei sie nicht nutzlos. (190). Die gelehrte Frau vergleicht er mit einer schönen Waffe, die zwar kunstvoll ziseliert sei und von einer bewundernswerten Politur, aber weder im Krieg noch zur Jagd benützt wird. Abschließend schreibt er zu diesem Thema: "wenn Wissenschaft und Weisheit in einer Person vereint sind, frage ich nicht nach dem Geschlecht, sondern bewundere das." (191)

6.5 Die Liebe

Bei La Bruyère wird am deutlichsten, daß sich die Liebe von der Funktion des nur Instrumentalen im Dienste der Zeugung oder des Lustgewinns für den einzelnen gelöst hat und einen Eigenwert gewonnen hat.

Nachdem er sie von der Freundschaft abgegrenzt hat, vertritt er die These, daß die Frau dem Mann in der Liebe überlegen sei; um ihren ganzen Reichtum auszukosten, möchte er ein junges Mädchen sein. (192). Denn, so meint er, die Liebe entsteht brüsk, ohne Reflexion (193), sie ist auf die Spontaneität der Gefühle gegründet und diese ist ja gerade die Stärke der Frau. Sie geht in der Liebe weiter als der Mann, der ihr jedoch in der Freundschaft überlegen ist.

Mit Nachdruck weist er auf die Ambivalenz der Gefühle hin und behauptet, daß es von der Antipathie zur Freundschaft weiter sei als zur Liebe. (194). Sie brauche deshalb im Gegensatz zur Freundschaft ein Gegengift; es stärken sie Dinge, die sie auszulöschen scheinen, wie Launen, Kälte, Eifersucht; die Freundschaft bedarf dagegen der Pflege. (195)

Seine psychologische Analyse der Liebe zeitigt keine besonders erfreulichen Ergebnisse: ihr Anfang besteht darin, daß man nicht allein sein kann (196), aus Schwäche liebt man also, aus Schwäche wird man von ihr geheilt. Man schämt sich ihretwegen mehr als eines Verbrechens (197), sie endet im Ekel und das Vergessen begräbt sie. (198). Er meint hier zweifellos die sexuell-erotische Beziehung.

Er selbst hat die Freundschaft vorgezogen. Doch er erkennt, daß die Gesellschaft vom Individuum mit Recht eine Entwicklung der Sexualität zum anderen hin fordert, und daß ein Verzicht darauf nur durch die Tugend gerechtfertigt werden kann, also um einer höheren Ordnung willen unter Einbeziehung der Askese. Er deutet an, daß es auch für ihn ein wirklicher Verzicht ist. (199)

6. 51 Der Verfall der Erotik

La Bruyère fühlt sich besonders abgestoßen durch die Liebessitten am Hof und der Gesellschaft, die ihn umgab. Obwohl er in vielem ein Gegner der préciosité war, erkennt er ihr Verdienst in der Pflege der Erotik an und beklagt den Verfall. "Die leichten Unterhaltungen, die Zirkel, der feine Spott, die heiteren und vertrauten Briefe, die kleinen Gesellschaften, zu denen man nur mit Geist zugelassen wurde, alles ist verschwunden." (200)

Das bestätigen auch andere. Graf D, schreibt nach längerem Aufenthalt im Ausland im Jahre 1675 "Es gibt unter den jungen Leuten weder Höflichkeit noch Anstand ; der Wein und die Ausschweifung sind die vorherrschenden Leidenschaften geworden, und wenn sie sich der Liebe widmen, dann geschieht das in so brutaler Weise, daß weniger delikate Frauen Schwierigkeiten haben, sich anzupassen, (201). In den Jahren 1682, 1685 und 1686 verjagte der König eine Reihe von jungen Leuten wegen Ausschweifungen vom Hof. (202)

6. 6 Die Ehe

Auch sie befand sich in einer Wandlung und war dabei, sich von einer öffentlichen Angelegenheit immer mehr ins Private zurückzuziehen, das drückte sich vor allem in den Bräuchen aus. Hatte am Anfang des Jahrhunderts noch die Braut am Morgen nach der Hochzeitsnacht in großer Toilette in ihrem

Brautbett die Besuche und Glückwünsche der Bekannten und Verwandten empfangen und ebenso nach der Geburt des Kindes in ihrem Wochenbett, so findet man diesen Brauch am Ende des Jahrhunderts nur noch bei den Bauern, und La Bruyère spricht sich gegen ihn aus. (203)

Andrerseits beklagt er den gegenwärtigen Verfall der Ehemoral und beschwört die frühere Sicherheit und Unantastbarkeit herauf: "Früher war es fein, sich zu verheiraten, es war eine lange Verbindung, eine ernste Angelegenheit, die es verdiente, daß man sie in Erwägung zog; man war sein ganzes Leben der Mann seiner Frau ob sie gut war oder schlecht, derselbe Tisch, dieselbe Wohnung, dasselbe Bett; man hatte zwar nicht die Erscheinungen und Vorteile des Zölibats." (203). Auch für Männer wie ihn, die den Zölibat vorgezogen hatten, war sie in der früheren Form in Betracht gekommen. Heute dagegen: "Am Hof, in der Stadt, dieselben Leidenschaften, dieselben Schwächen, dieselben Kleinheiten - überall Schwiegertöchter, Schwiegermütter, Männer und Frauen; Trennungen, Brüche, überall dasselbe." (205)

Es gibt Mésalliancen zwischen reichen Emporkömmlingen, alt, ohne Bildung, ohne Geist, ohne Galanterie und jungen, schönen Mädchen aus der Aristokratie (206), deren Väter ihr Geld verspielt haben (207) einerseits und zwischen jungen Männern, die Karriere machen wollen und alten, einflußreichen Frauen. (168). Es gibt den Ehebruch; die Männer machen es ihren Frauen allzu leicht, indem sie selbst ihnen durch ihr Lob die Liebhaber schmackhaft machen (208) oder sich in der Ehe so schlecht benehmen, daß sie nicht mit diesen konkurrieren können. (209). Es gibt Frauen, die ihre Männer ausradieren, entweder durch blendende oder durch schlechte Eigenschaften.

Besonders stark kritisiert er den Einfluß der Priester, die in ihrer Funktion als Beichtväter (*directeurs et confesseurs*) sich die Frauen und damit alle Familien untertan machen. Lange schreibt dazu: "Im 17. Jahrhundert wird die Art der kleinen, mondänen Pfarrer geboren, die galant, kokett und redegewandt sind, das unveräußerliche Schmuckstück der Salons und Boudoirs des 18. Jahrhunderts sein werden, die geistige Zuflucht der Damen, ihre Vertrauten und Hausfreunde." (210). Sie erschleichen sich das Herz der Frauen, um in den Familien ihre Macht auszuüben und letztlich mehr Einfluß zu haben als die Ehemänner. (211)

6.61 Der Ehebruch

Wenn man die Bedingungen, unter denen die Ehen geschlossen wurden, bedenkt, dann ist es nicht verwunderlich, daß der Ehebruch in der höfischen Gesell-

schaft ziemlich häufig war. Hatte die Ehe einen privaten Charakter angenommen und die Öffentlichkeit keinen Zugang mehr zu ihrer Intimsphäre, so war auch der Ehebruch kein öffentliches Verbrechen mehr und zog nicht mehr die drakonischen Strafen nach sich, wie am Anfang des Jahrhunderts. Es handelt sich immer um den Ehebruch der Frau, und sie ist es auch, die von La Bruyère angeklagt wird. "Ein Gutteil der Frauen ist durch den Namen ihrer Ehemänner nicht besser gekennzeichnet als durch die ihrer Liebhaber." (212). Manche Frauen haben im Laufe ihres Lebens eine doppelte Bindung einzuhalten, gleicherweise schwer zu brechen und zu dissimulieren; zur einen fehlt nur der Kontrakt, zur anderen das Herz." (213).

Die Auflösung der früheren, strengen Ordnung, wird auch im folgenden angedeutet: "Geschieht es aus Neugier für das Geheimnisvolle oder ist es durch einen extravaganten Geschmack bedingt, daß diese Frau ihren Diener liebt, jene andere einen Mönch und Dorinne ihren Arzt." (214). Es handelt sich hierbei um Berufe, deren Angehörige durch den besonderen Charakter und die soziale Funktion dieser Professionen einen besonders intimen Kontakt mit dem anderen Geschlecht hatten; als Schutz gegen die etwaigen Folgen dieses Kontaktes waren aber diese Beziehungen sexuell sozusagen neutralisiert, in ähnlicher Form wie etwa innerhalb einer Familie. Der Abstand zwischen den Klassen war so groß gewesen, daß er in der Beziehung zwischen den Frauen der höheren Gesellschaft und ihren Dienern in dieser Hinsicht wirkte. Sie zogen sie ungeniert vor dem *Homme de la chambre* aus, der sie bei der Morgentoilette bediente. Der Ehebruch mit einem Untergebenen zog deshalb auch unweigerlich den Tod für beide Beteiligten nach sich, wegen der Größe des Vertrauensbruches, der wegen der gewährten Intimität besonders krass war, wurde er als besonders verwerfliches Verbrechen angesehen. (215). Doch die Frau des Hofes scheint auch davor nicht zurückgeschreckt zu sein.

6.7 Die Mode

Sie spielt verständlicherweise in der höfischen Gesellschaft des 17. Jahrhunderts eine außerordentliche Rolle. La Bruyère widmet diesem Thema ein ganzes Kapitel, wobei er nicht nur die Mode im speziellen Sinne im Auge hat, sondern auch in allgemeiner Bedeutung, auf gesellschaftlichen Erscheinungen, die *à la mode* waren, wie z. B. die Frömmigkeit, nachdem der König fromm geworden war, anwendet. Er stellt dem *homme à la mode* den *homme de mérite* gegenüber, den, der im Besitz der Tugend ist.

Die Mode betrifft - im Gegensatz zu den primitiven Stämmen, wo der Mann sich mehr schmückt als die Frau, weil er es ist, der Gefahr läuft, unverheiratet

zu bleiben - in unserem Kulturkreis vor allem die Frau. (216). Die Mode steht also im Dienst der Sexualität.

La Bruyère spricht sich gegen jede Übertreibung aus; die Frau entfernt sich durch die Mode von ihrem Naturell, denn sie ahmt ja nur nach und kommt nicht dazu, das, was ihrem Wesen, ihrer Natur entspricht, zu entwickeln. Er stellt die Mode als Lüge hin, sie ist nicht mehr als Verkleidung und Maskerade, man will in ihr anders scheinen als man ist. (217). "Wenn sie Gott geschaffen hätte, wie sie sich zurecht machen, wären sie untröstlich." (218)

Über den rein konventionellen Charakter dessen, was man als schicklich und wohlständig bezeichnet, ist er sich vollkommen im Klaren und er spricht diese Relativität der Sitten in dieser Hinsicht auch aus: "... und die Frauen, die ihre Brust und ihre Schultern zeigen, sind sie etwa von weniger delikater Beschaffenheit als die Männer oder weniger der Wohlständigkeit verpflichtet als diese. Wo ist die Scham, die der Frau verbietet, ihre Beine und Füße zu zeigen und ihr erlaubt, die Arme bis über die Ellenbogen nackt zu tragen." (219)

6.8 Verweiblichung

Was sich schon in der Zeit der *préciosité* anbahnte, nämlich eine gewisse Annäherung der Geschlechter, setzt sich am Hof fort; und hier ist es vor allem die Verweiblichung des Mannes, die auffällt, und von der La Bruyère auch spricht.

Im Kapitel "de la mode" (220) schildert er einen Mann, der immer nach der Mode gekleidet ist, von affektierter Gestik und Mimik, eine sanfte Stimme und einen weichen Gang hat, hin und wieder Rouge auflegt; es fehlt nur das Ohrgehänge und die Perlen, und er hätte ihn in das Kapitel "Des femmes" placieren müssen.

Lange berichtet über einen Abbé Choisy, einen bekannten Gelehrten, der von seiner Mutter immer schon wie ein Mädchen gekleidet worden war und der diese Gewohnheit auch später beibehielt. (221). Es scheint sich hier nicht um einen Ausnahmefall eines durch die Erziehung induzierten Transvestismus zu handeln. Auch König Ludwig XIV selbst liebte es, sich als Frau zu verkleiden. Wie weit in diesem Fall der Wunsch nach Potenzierung des eigenen Geschlechts, der ja beim Transvestismus oft eine Rolle spielt, maßgebend war, ist in diesem Zusammenhang schwer zu sagen.

6.9 Schauspieler

La Bruyère findet es eigenartig, daß sich eine Menge von Christen in einem Raum versammelt, schon im voraus bezahlt und einer Gruppe von Exkommunizierten applaudiert. Man soll entweder die Exkommunikation aufheben oder die Theater schließen. (222)

Die Exkommunikation war ausgesprochen worden der Lebensweise der Schauspieltruppen wegen, die sich meistens zufällig konstituierten, die verschiedensten Sorten von Menschen anzogen und deren Leiter meistens keine Autorität hatten. Unter den Schauspielern herrschte tatsächlich eine ausgesprochene sexuelle Promiskuität, die auch, es handelte sich meist um ziehende Truppen, durch die Intimität und durch die primitiven Raumverhältnisse bedingt war; die Angehörigen beiderlei Geschlechts hatten nur einen Raum, um sich umzuziehen. Die Frauen waren erst am Anfang des 17. Jahrhunderts auf den Brettern erschienen. Sie gaben durch ihre Dekolletés, durch die Zurschaustellung ihrer Person und ihre obszöne Gestik zu solchen Vermutungen Anlaß. Die großen Schauspieler, die meist in dieser Hinsicht eine Ausnahme bildeten, hatten ihren Frauen verboten, auf der Bühne zu erscheinen. Ein anderer Grund war der Inhalt der aufgeführten Stücke, der sehr vulgär und obszön war.

Trotzdem wurden die Theater schon ziemlich früh auch von den Damen des Hofes und der Gesellschaft besucht. In der Epoche Heinrichs des IV nahmen sie sogar an den Farcen teil. Richelieu hatte das Theater sehr gefördert, da er seine Bedeutung erkannte, seine Bemühungen hatten auch eine moralisierende Wirkung. Obwohl die Schauspieler in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verbürgerlichten, hielt die Kirche an der Exkommunikation fest; in ihrer individuellen Anwendung wurde sie jedoch sehr großzügig gehandhabt. (223)

6.10 Zusammenfassung

Wie schon La Rochefoucauld folgt La Bruyère in der Bedeutung des Wortes "coeur" Descartes, dessen Analysen und Theorien auch in diesem Zusammenhang bestimmend waren. Auch für La Bruyère ist das Herz der Ort, wo die Emotionen entstehen, ihren Sitz haben und von dem sie ihren Ausgang nehmen; sie werden als Bewegungen angesehen. Im Gegensatz zu den Theorien Pascals bleibt die Funktion des Herzens auf das Emotionale beschränkt, es vermittelt keinerlei intellektuelle Einsichten.

Wie bei Saint-Évremond gibt es bei ihm die ideale Frau, und er charakterisiert sie mit Hilfe derselben Eigenschaften. Die Frau der höfischen Gesellschaft,

wie er sie wirklich vorfindet, wird von ihm sehr negativ in ihrem sexuellen Verhalten sowohl vor als auch während der Ehe geschildert. Auch aus seinen Beschreibungen geht hervor, daß sie mit ihrer neugewonnenen Freiheit nicht hauszuhalten weiß und bildungsmäßig für die Partnerschaft noch nicht reif ist. Trotzdem spricht er sich gegen eine wesentliche Verbesserung ihrer Erziehung aus.

Die Liebe steht zwar nicht mehr im ausschließlichen Dienst der Zeugung und hat vor allem durch die Bemühungen der Preziösen einen Wert in sich selbst gewonnen; ausgehend vom nur Instrumentalen hat sie die Stufe als anerkannte und legitimierte Form der Beziehung der Geschlechter erreicht, und man sieht die geistigen Werte, die aus ihr entstehen können. Trotzdem beobachtet man einen ausgesprochenen Verfall der Erotik, der wohl durch den Mißbrauch, den die Frau von ihrer Freiheit gemacht hatte und der damit verbundenen Verminderung der Achtung des Mannes sowie durch den Fortfall der Pflege der Erotik mit dem Zerfall der *préciosité* bedingt ist.

La Bruyère kritisiert außerdem den außerordentlichen Einfluß der Mode und macht sich über den Hang zur Verweiblichung lustig, der für diese Epoche besonders charakteristisch zu sein scheint.

7. NACHWORT

Diese Arbeit, die sich an sich auf das Biologische beschränken sollte, befand sich von Anfang an auf der Ebene der Anthropologie. Das hat eine reale Ursache. Was heißt beim Menschen biologisch? Schelsky schreibt in seiner "Soziologie der Sexualität" zu diesem Thema: "... darin liegt ein grundsätzliches Verkennen der Tatsache, daß der Mensch bereits biologisch ein Kulturwesen und daher die menschliche Geschlechtlichkeit auf kulturelle Überhöhung angelegt ist. In diesem Sinne gehören die Lehren der Moral, die religiösen Glaubenssätze und die Logik des Herzens genau so zur Theorie der Geschlechtlichkeit, wie eine Lehre ihrer sozialen Grundformen." (224)

Der Mensch, der sich als Sexualwesen verhält, findet bereits einen Überbau von ästhetischen, moralischen und religiösen Normen vor, die seine Sexualität beschränken oder erhöhen, auf jeden Fall auf sie einwirken. Gleichwie er sich zu diesen Normen verhält, ob verneinend oder bejahend, seine Sexualität wird in eine bestimmte Bahn gelenkt. Das kann man sagen, ohne einem Biomarxismus zu verfallen.

Die Moralisten haben nur eine dünne Oberschicht gekannt und sie beschreiben deshalb nur das sexuelle und erotische Verhalten dieser soziologischen Gruppe. Doch war es, historisch gesehen, immer die Oberschicht, die die Normen auf diesem Gebiet gesetzt hat und deren Verhalten für eine Epoche durchaus als repräsentativ angesehen werden kann. (225)

Methodisch gesehen kann man den Weg der immanenten Kritik nicht gehen, da die Moralisten das Thema der Beziehung der Geschlechter nur am Rande behandeln und ihre Theorien nur eklektischen Charakter haben. Deshalb bestand nur die Möglichkeit, diese Theorien mit denen der heutigen Wissenschaft zu konfrontieren und zu interpretieren. Bei einer historischen Arbeit ist das nicht immer ganz gefahrlos.

8. ANMERKUNGEN

- 1) (2) S. 6
- 2) (2) S. 12
- 3) (14) Bd. VI S. 269 "Alle Epochen haben einen Charakter, der ihnen eigen ist, sie haben ihre Politik, ihr Interesse, ihre Angelegenheiten, sie haben ihre Moral; in bestimmter Weise ihre Fehler und Tugenden. Es ist immer der Mensch, doch seine Natur verändert sich."
- 4) (2) S. 13
- 5) (41) S. 314 Scheler stellt der Moralität den Ethos gegenüber, der in jeder Zeit den Charakter des Absoluten hat.
- 6) (29) "Ihr Auge bleibt auf das Rätsel des Lebens gerichtet, aber sie verzweifeln daran, dieses vermittels einer allgemeingültigen Metaphysik, auf Grund einer Theorie des Weltzusammenhanges aufzulösen; das Leben soll aus ihm selber gedeutet werden, - das ist der große Gedanke, der diese Lebensphilosophen mit der Welterfahrung und mit der Dichtung verknüpft."
- 7) Siehe zur Geschichte des Kasus: G. Hofer "Kasus und Norm", in *Confinitia Psychiatrica*, Heft 2, 1959 S. 95 - 109.
- 8) Ein Wort des Hl. Thomas von Aquin. Da unsere Begriffe und folglich auch die Worte, die diese Begriffe bedeuten, allgemein sind, können wir das Individuelle nicht einmal aussprechen. Es besteht für uns nur mit Hilfe eines Analogieschlusses, der von der individuellen Selbsterfahrung ausgeht. Das zeigt sich vor allem auch in jeglicher Kasuistik in wissenschaftlichem Sinne, wie z. B. die der daseinsanalytischen Schule, die in ihrer Betonung des Individuellen letztlich doch nur allgemeines aussagt, worin dann auch der eigentliche wissenschaftliche Wert dieser Aussagen besteht.
- 9) (2) S. 12
- 10) (25) Bd. III S. 228
- 11) Darauf weist besonders Gilbert Maire in seinem Buch "L'homme et la femme". hin.
- 12) (1) S. 835
- 13) (1) S. 834
- 14) (1) S. 839
- 15) (1) S. 837 u. Platon (38) Bd. III *Timaios* S. 190ff
- 16) (24) S. 67ff

- 17) (24) S. 48 "Denn die Rolle all dessen, was weiblich ist, besteht vom Ei bis zur Geliebten im Warten."
- 18) (1) S. 863
- 19) (32) S. 234 "Die männliche Sexualität ist ihrer selbst eminent unsicherer als die weibliche."
- 20) (1) S. 833
- 21) (1) S. 844
- 22) (46) Bloch zitiert nach Wettley S. 85
- 23) (1) S. 864
- 24) (1) S. 834
- 25) (1) S. 839
- 26) (1) S. 839
- 27) (1) S. 862
- 28) (1) S. 837 u. Platon (38) Bd. III Timaios S. 190ff
- 29) (32) S. 29
- 30) (1) S. 866
- 31) (1) S. 836
- 32) (1) S. 837
- 33) (1) S. 825
- 34) (1) S. 856
- 35) (1) S. 855
- 36) (1) S. 855 - 856
- 37) (2) S. 305
- 38) (1) S. 856
- 39) (1) S. 855
- 40) (40) S. 16ff, S. 20ff
- 41) (1) S. 855
- 42) (1) Anm. S. 1634 p. 855 1.
- 43) (1) S. 869
- 44) (1) S. 826
- 45) (1) S. 827
- 46) (1) S. 827
- 47) Zit. nach (32) S. 6
- 48) (1) S. 829
- 49) (1) S. 831
- 50) (1) S. 827
- 51) (1) S. 831
- 52) (1) S. 827 u. Aristoteles (23)
- 53) (1) S. 196

- 54) (1) S. 197 u. Platon (38) Bd. III, Gesetze, Buch VIII, S. 489ff
- 55) (1) S. 596
- 56) (1) S. 597
- 57) (1) S. 597 - 598
- 58) (1) S. 827
- 59) (1) S. 211
- 60) (1) S. 838
- 61) (1) S. 841
- 62) (1) S. 847
- 63) (1) S. 848
- 64) (2) S. 305
- 65) (1) S. 832 "Die Frauen haben nicht Unrecht, wenn sie die Lebensregeln, wie sie in der Welt eingeführt sind, zurückweisen; die Männer haben sie ja ohne sie gemacht."
- 66) Zit. nach (5) S. 108 Portrait der Cléomire in "Le Grand Cyrus" der Mlle de Scudéry.
- 67) (35) S. 577ff
- 68) (35) S. 570
- 69) (8) I S. 45 u. S. 61
- 70) (5) S. 140
- 71) (5) S. 142
- 72) (35) S. 124
- 73) (5) S. 144 Beim Lächeln waren das l'oeil gracieux, la dent blanche, le faux semblant und das sourire dédaigneux zu unterscheiden.
- 74) (5) S. 103
- 75) (36) S. 333
- 76) (35) S. 572 - 573
- 77) (5) S. 181
- 78) (5) S. 204
- 79) (35) S. 586 - 591
- 80) (14) Bd. II S. 87
- 81) (35) S. 195
- 82) Zit. nach (5) S. 138. Mlle de Scudéry: "Le Grand Cyrus."
- 83) (14) Bd. II S. 86
- 84) Zit. nach (14) Bd. II S. 86 Der Jansenismus vertrat in der Religion einen ähnlich extremen Platonismus wie die Präziosen in der Liebe.
- 85) (14) Bd. II S. 86
- 86) (5) S. 153
- 87) (35) S. 135

- 88) (14) Bd. II S. 87
- 89) (5) S. 164 - 166. (35) S. 596 - 598
- 90) (35) S. 582
- 91) (5) S. 151
- 92) (39) S. 33
- 93) (36) S. 333
- 94) (15) S. XXI
- 95) (14) Bd. III S. 103 - 112
- 96) (12) S. 241
- 97) (12) S. 26
- 98) (12) S. 25
- 99) (12) S. 222
- 100) (12) S. 99
- 101) (15) S. 12 - 29
- 102) (12) S. 91
- 103) (12) S. 124
- 104) (12) S. 126
- 105) (12) S. 106
- 106) (12) S. 107
- 108) (12) S. 108
- 109) (12) S. 124
- 110) (14) Bd. IV S. 340
- 111) (14) Bd. IV S. 341
- 112) (14) Bd. V S. 31
- 113) (14) Bd. V S. 88 - 91
- 114) (14) Bd. V S. 92
- 115) (12) S. 22
- 116) (12) S. 94
- 117) (12) S. 223
- 118) (14) II S. 21
- 119) (16) S. 316 Nr. 64
- 120) (16) S. 384 Nr. 251
- 121) (16) S. 453 Nr. 346
- 122) (24) S. 58 "Die Libido ist wie jede Kraft und Energie der Quantität unterworfen; die verschiedenen Individuen sind, konstitutionell gesehen, mehr oder weniger damit versorgt. Darauf spielt man gemeinhin im großen und ganzen an, ohne recht zu verstehen was man damit meint, wenn man von einer Frau sagt, sie habe mehr oder weniger Temperament."
- 123) (16) S. 452 Nr. 334
- 124) (16) S. 452 Nr. 332

- 124a) (16) S. 455 Nr. 362
 125) (16) S. 456 Nr. 367
 126) (16) S. 337 Nr. 179
 127) (16) S. 359 Nr. 88
 128) (16) S. 496 Nr. 605
 129) (16) S. 445 Nr. 277
 130) (16) S. 501 Nr. 635
 131) (16) S. 319 Nr. 93
 132) (16) S. 366 Nr. 117
 133) (16) S. 501 Nr. 638
 134) (16) S. 523 - 524
 135) (16) S. 518 - 520
 136) (16) S. 517
 137) (28) Stichwort Harvey, William
 138) (27) S. 42
 139) (27) S. 39 - 49
 140) Sie Lebensgeister (esprits animaux) sind kleine Körperchen, die im Herzen durch eine Sublimation des Blutes auf Grund der dort herrschenden Wärme entstehen und durch ihre Einwirkung auf die Seele die Emotionen hervorrufen.
 141) Bedeutung von passions: Descartes schreibt selbst (26) Bd. XI, S. 349: 'Es sind Wahrnehmungen, Empfindungen oder Emotionen der Seele, die man ihr im allgemeinen zuschreibt und die verursacht, unterhalten und verstärkt werden durch bestimmte Bewegungen der Lebensgeister.'
 142) (37) S. 1221f
 143) (25) S. 163-165
 144) (17) S. 148 Nr. 71
 145) (17) S. 150 Nr. 73
 146) (17) S. 365 Nr. 47
 147) (17) S. 127 Nr. 54
 148) (17) S. 401 Nr. 10
 149) (39) S. 117 u. (30) S. 11
 150) (31) S. 25
 151) (31) S. 43
 152) (31) S. 129
 153) (31) S. 4
 154) (31) S. 3
 155) (31) S. 179 - 181
 156) (37) S. 1091ff
 157) (31) S. 187

- 158) (31) S. 7
- 159) (31) S. 5
- 160) (31) S. 7
- 161) (31) S. 206
- 162) (31) S. 207
- 163) (31) S. 131
- 164) (31) S. 8
- 165) (31) S. 40
- 166) (31) S. 17
- 167) (31) S. 23
- 168) (31) S. 12
- 169) (31) S. 24
- 170) (31) S. 124
- 171) (31) S. 281
- 172) (31) S. 76
- 173) (31) S. 84
- 174) (31) S. 238
- 175) (31) S. 219
- 176) (31) S. 22
- 177) (31) S. 35
- 178) (31) S. 44
- 179) (31) S. 263
- 180) (31) S. 50
- 181) (31) S. 46
- 182) (31) S. 56
- 183) (31) S. 240
- 184) (31) S. 64
- 185) (31) S. 58 - 60
- 186) (31) S. 68
- 187) (30) S. 12
- 188) (31) S. 68
- 189) (39) S. 240ff
- 190) (17) S. 377 Nr. 85
- 191) (17) S. 126 Nr. 49
- 192) (17) S. 112 Nr. 4
- 193) (17) S. 137 Nr. 3
- 194) (17) S. 140 Nr. 34
- 195) (17) S. 137 Nr. 5
- 196) (17) S. 142 Nr. 33

- 197) (17) S. 150 Nr. 74
 198) (17) S. 149 Nr. 42
 199) (17) S. 151 Nr. 85
 200) (17) S. 401 Nr. 10
 201) (18) S. 50
 202) Zit. nach (18) S. 50 "Causer une heure avec des femmes, leur présenter la main, parler de leurs attraits, entre les jeunes gens sont des crimes infâmes."
 203) (30) S. 179 - 180
 204) (17) S. 424 Nr. 34
 205) (17) S. 273 Nr. 53
 206) (17) S. 197 Nr. 60
 207) (17) S. 423 Nr. 30
 208) (17) S. 132 Nr. 75
 209) (17) S. 132 Nr. 74
 210) (18) S. 24
 211) (17) S. 121 - 124 Nr. 36, 37, 38, 39, 45
 212) (17) S. 116 Nr. 21
 213) (17) S. 118 Nr. 26
 214) (17) S. 119 Nr. 32
 215) (30) S. 167
 216) (45) S. 165 - 212 (means of attraction) Westernmarck zeigt in diesem Kapitel, daß bei den wilden Stämmen die Bekleidung, vor allem auch dort, wo man sie als Folge von Schamhaftigkeit vermuten würde, im Dienste der sexuellen Anziehung steht.
 217) (17) S. 113 Nr. 5
 218) (17) S. 113 Nr. 6
 219) (17) S. 439 Nr. 73
 220) (17) S. 402 Nr. 14
 221) (18) S. 86 - 87
 222) (17) S. 419 Nr. 21
 223) (30) S. 204 - 267
 224) (44) S. 26
 225) (44) S. 24f

9. BIBLIOGRAPHIE

9.1 Spezielle Bibliographie:

9.11 Montaigne:

- (1) MONTAIGNE, MICHEL DE: Oeuvres complètes. Textes établis par Albert Thibaudet et Maurice Rat. Bibliothèque de la Pléiade. Bd. 14, Paris 1962.
- (2) FRIEDRICH, HUGO: Montaigne, Paris 1949
- (3) PLATTARD, J. : Montaigne et son temps. Paris 1929
- (4) STROWSKI, F. : Montaigne. Paris 1906

9.12 Préciosité:

- (5) BRAY, RENÉ: La Préciosité et les Précieux. De Thibaut de Champagne à Jean Giraudoux. Paris 1948
- (6) LIVET, CH. L. : Précieux et Précieuses, Caractères et moeurs du XVII^e siècle, Paris 1860
- (7) PURE, MICHEL DE: La Prétieuse ou le mystère des ruelles. Ed. E. Magne. Paris 1939
- (8) SOMAIZE, ANTIONE, BEAUDEAU DE: Les véritables Précieuses. Paris 1660
- (9) - - Les procès des Précieuses. Paris 1660
- (10) - - Le grand Dictionnaire des Précieuses historique, poétique géographique..., Paris 1661
- (11) - - Le grand Dictionnaire des Precieuses ou la clef du langage des ruelles. Paris 1660

9.13 Saint-Évremond:

- (12) Saint-Euremoniana I
- (13) SAINT-ÉVREMOND, CHARLES SEIGNEUR DE: Oeuvres meslées. Amsterdam 1699
- (14) - - Oeuvres de Monsieur de Saint-Évremond avec la vie de l'auteur par Monsieur de Maiseaux. 12 Bde. Paris 1753

- (15) - - Oeuvres en prose. Textes publiés avec introduction, notices et notes par René Ternois. Bd. 1, Paris 1962

9.14 La Rochefoucauld:

- (16) LA ROCHEFOUCAULD, FRANÇOIS DE: Oeuvres complètes. Édition établie par. L. Martin-Chauffeur. (Bibliothèque de la Pléiade Bd. 24) Paris 1957

9.15 La Bruyère:

- (17) LA BRUYÈRE, JEAN DE: Les caractères de Théophraste traduits du grec avec les caractères ou les mœurs de ce siècle. Texte établi, avec introduction, notes, relevé de variantes, glossaire et index par Robert Garapon. Paris 1962
- (18) LANGE, MAURICE: La Bruyère, Critiques des conditions et institutions sociales. Paris 1909
- (19) MAGNE, ÉMILE: La Bruyère. Textes choisis et commentés par Emile Magne. Paris 1914
- (20) MICHAUT, GUSTAVE: La Bruyère. Paris 1936
- (21) MORILLOT, PAUL: La Bruyère. Paris 1904
- (22) PELLISSON, MAURICE: La Bruyère. Paris 1892

9.2 Allgemeine Bibliographie:

- (23) ARISTOTELES: Werke in deutscher Übersetzung. Herausgegeben von Ernst Grumach, Darmstadt 1962
- (24) BONAPARTE, MARIE: Sexualité de la femme. (Bibliothèque de la psychoanalyse et de psychologie clinique) Paris 1957
- (25) COPLESTON, FREDRICK: A history of philosophy. 7 Vols. London 1961
- (26) DESCARTES, RENÉ: Oeuvres, ed. par C. Adam et P. Tannery. 13 vols. Paris 1897 - 1913
- (27) - - Abhandlung über die Methode. Übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Artur Buchenau, Leipzig 1922
- (28) ENCYCLOPAEDIA BRITANNICA Ed. 1960

- (29) DILTHEY, WILHELM: Gesammelte Schriften, 12 Bde. 1913ff.
- (30) FAGNIEZ, CUSTAVE: La femme et la société française dans la première moitié du XVII^e siècle. Paris 1929
- (31) FÉNELON, DE SALIGNAC DE LA MOTHE: De l'éducation des filles. Paris 1719
- (32) GIESE, HANS: Psychopathologie der Sexualität. In Verbindung mit V. E von Gebattel. Mit Beitr. von F. Arnold u. a. Stuttgart 1959
- (33) - - Wörterbuch der Sexualwissenschaften. Bonn 1952
- (34) LEIBBRAND, WERNER: Eine Problemgeschichte der Medizin. Freiburg - München 1954
- (35) MAGENDIE, M.: La politesse mondaine et les théories de l'honnêteté en France au XVII^e siècle, de 1600 à 1660. Paris 1925
- (36) NELLI, RENÉ: L'érotique des troubadours. Toulouse 1963
- (37) PASCAL, BLAISE: Oeuvres complètes. Textes établis par J. Chevalier. Bibliothèque de la Pléiade. Bd. 34, Paris 1960
- (38) PLATON: Sämtliche Werke. Berlin 1940
- (39) REYNIER, GUSTAVE: La femme au XVII^e siècle. Paris 1929
- (40) ROBIN, LÉON: La théorie platonicienne de l'amour. Paris 1933
- (41) SCHELER, MAX: Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik. Bern 1954
- (42) - - Wesen und Formen der Sympathie. 1923 Neue Aufl. 1948
- (43) - - Über Scham und Schamgefühl
- (44) SCHELSKY, HELMUT: Soziologie der Sexualität. Hamburg 1955
- (45) WESTERMARCK, EDWARD: The history of human marriage. London 1903, dtsh. 1893
- (46) WETTLEY, ANNEMARIE: Von der "Psychopathologia sexualis" zur Sexualwissenschaft. In: Beiträge zur Sexualforschung, Heft 17, Stuttgart 1959

Mein Dank gilt im besonderen Frau Privatdozent Dr. A. LEIBBRAND-WETTLEY und Herrn Professor Dr. W. LEIBBRAND für die Stellung des Themas, den jederzeit gewährten wissenschaftlichen Rat und die Korrektur der Arbeit.

Frau MÜLLER vom Institut für Geschichte der Medizin war mir in jeder Weise behilflich.

LEBENS LAUF

Als Sohn des Forstamtmanns Heinrich Burkhardt und dessen Ehefrau Rosina Burkhardt am 22. Juni 1936 in Zwiesel/Bayr. Wald geboren. Besuch der Volksschule und des humanistischen Gymnasiums in Garmisch-Partenkirchen, sowie des Realgymnasiums in Marquartstein; dort 1954 Abitur. Ab WS 1954 Studium der Medizin an den Universitäten München und Wien; im März 1961 medizinisches Staatsexamen an der Universität München; anschließend Tätigkeit als Medizinalassistent. Seit dem WS 1961 Studium der Philosophie an der Universität Fribourg/Schweiz mit besonderer Berücksichtigung der Logik.





